



Strache und Le Pen
zelebrierten in Wien
die Einheit der Rechten
Seite 17, Kommentar Seite 48

Memory of Mankind:
Archiv für die Ewigkeit
im Hallstätter Salzberg
LEBEN Seite 49



JEDES POSTING EIN TREFFER.
Alle EM-Spiele im Liveticker:
derStandard.at/EURO2016

SA./SO., 18./19. JUNI 2016 | ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG | HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRONNER | € 2,50

Was wird aus der EU? Antworten aus 28 Ländern



Fotos: iStock

Nicht nur Großbritannien, ganz Europa steht vor einer Zerreißprobe. Das Referendum am 23. Juni über einen möglichen Austritt des Landes aus der EU stellt die Zukunft der Union insgesamt infrage. Wir haben das zum Anlass genommen, Schriftstellerinnen und Schriftstellern die Frage „Wie sieht Europas Zukunft aus?“ zu stellen.

Wir waren selbst skeptisch, ob es uns gelingen wird, aus wirklich allen 28 EU-Staaten Beiträge zu bekommen. Das ALBUM-Team,

bestehend aus **Mia Eidlhuber**, **Stefan Gmünder** und **Christoph Winder**, hat dies, unterstützt durch **Angie Pieta**, geschafft. **Lisa Nimmervoll** hat unser publizistisches Anliegen umgesetzt und die literarischen Texte in ihrer Vielfalt im Blatt vereint. **Simon Klausner** schärft mit seiner Gestaltung den Blick auf die Wahrzeichen der einzelnen Länder. Mit dieser Schwerpunktausgabe wollen wir eine gesamteuropäische Perspektive auf dieses Zukunftsthema ermöglichen.

Alexandra Förderl-Schmid, Chefredakteurin

Mitterlehner: Wahlwiederholung wäre „Blamage“

**ÖVP-Chef auch gegen Parlamentsneuwahl
Objektivität im ORF nicht gewährleistet**

Wien – Für Vizekanzler und ÖVP-Chef Reinhold Mitterlehner wäre eine Wiederholung der Präsidentschaftswahl eine „Blamage“, wie er im STANDARD-Interview erklärt – nicht nur, weil nachgewiesene Unkorrektheiten im zweiten Wahlgang mit „nur zwei Kandidaten beim Publikum schlecht“ ankommen würden, sondern auch, weil Österreich „hier unter internatio-

ner Beobachtung“ stünde. Angesichts der „diffusen Zustände“ – ab Montag startet nach Anfechtung der FPÖ der Verfassungsgerichtshof sein aufwendiges Prüfverfahren – weist Mitterlehner Gerüchte zurück, wonach auch die Nationalratswahlen früher als geplant stattfinden könnten: „Ich halte Neuwahlen für absolut sinnlos.“

Im Hinblick auf die Neubestellung des ORF-Chefs kritisiert der ÖVP-Chef die Führung des öffentlich-rechtlichen Senders: Die objektive Vorgangsweise sei auch rund um die Hofburg-Wahl „nicht in allen Fällen gewährleistet“ gewesen. (red) Seite 13

**Drei Minister einigen
sich auf Aktionsplan
gegen illegale Migration**

Wien – Außenminister Sebastian Kurz (ÖVP), Innenminister Wolfgang Sobotka (ÖVP) und Verteidigungsminister Hans Peter Doskozil (SPÖ) haben sich auf eine gemeinsame Linie zum Stopp von illegaler Migration geeinigt. Der von den drei Ministern beschlossene „Aktionsplan“ sieht vor, dass Migranten, die illegal auf Inseln oder europäisches Festland kommen, künftig nicht mehr weiterreisen können. Dieser Plan muss aber erst auf EU-Ebene durchgesetzt werden. Doskozil kündigte an, künftig gemeinsam mit Ungarn die Außengrenzen zu sichern.

Die Zahl der Asylanträge ist im Mai im Vergleich zum Vorjahr um 40 Prozent gesunken. Flüchtlingskoordinator Christian Konrad sieht „keinen Notstand“ bei der Unterbringung. (red) Seite 19

HEUTE

Rio-Sperre für Russen

Die Doping Sperre für Russlands Leichtathletikteam wird vor den Olympischen Spielen nicht aufgehoben. Seite 41, Kommentar Seite 48

Titel auf Umwegen

Warum der Weg zum Doktorat so schwer ist. 6 Seiten FH-STANDARD

Wege zur Führungskraft

Was gute Traineeprogramme bieten müssen. 12 Seiten KARRIERENSTANDARD
10 Seiten IMMOBILIENSTANDARD

ZITAT DES TAGES

„Wäre das Massaker in Orlando unter Trumps Präsidentschaft passiert, hätte er bereits eine Liste von Zielen parat, die er bombardieren möchte.“

Michael d'Antonio, Pulitzerpreisträger und Biograf des republikanischen Präsidentschaftskandidaten Seite 9

STANDARDS

Gesundheit, Wissenschaft . . . 36
Veranstaltungen, Kino . . . 50, 51
Reise . . . 52, 53
TV, Switchlist . . . 54, 55
Rätsel, Sudoku, Schach . . . 56
Wetter . . . 21

Westen: 12 bis 20°
Süden: 11 bis 25°
Norden: 13 bis 24°
Osten: 15 bis 26°

Ministry of Silly Walks

Wir hätten jetzt eine Bitte: keine coolen Fotos vom neuen coolen Kanzler in all seiner Coolness mehr. Christian Kern ist cool. Das ist jetzt einigermassen in der Öffentlichkeit durch. Die schwarzen, engen Markenanzüge, die schmale schwarze Krawatte. Die ultracoolen Sonnenbrillen, mit denen er wie sein eigener Body-guard aussieht.

Das reicht vorläufig. Die Aufnahmen, in denen der Kanzler im coolen schwarzen Anzug in seinem Kanzlerzimmer einen Fußball auf dem erhobenen Bein balanciert (Seite 15), sind ein bisschen too much. Anhänger des britischen Humors haben angemerkt, dass er dabei ein wenig wie John Cleese im legendären Monty-Python-Sketch „Ministry of Silly Walks“ aussieht.

Kulturfreunde machen sich Sorgen um den historischen Großspiegel, in dem möglicherweise schon Fürst Metternich den Sitz seiner Halsbinde überprüfte. Andere wieder erinnern an ähnliche Fotos mit dem halb vergessenen Kanzler Viktor Klima (auch mit Fußball). Was als Nächstes? Wie Klima in Gummistiefeln?

RAU

Macht jetzt einmal Pause mit den Fotoinszenierungen. Es ist Zeit für Politik. Vielleicht wird die Bundespräsidentenwahl wegen dämlicher Formalfehler aufgehoben und wiederholt. Superstrategen mit Berufswunsch Selbstmordattentäter überlegen, ob man nicht gleich auch die Nationalratswahlen ...? Bitte erst wieder Fotoinszenierungen, wenn etwas an realer Handlungssubstanz da ist.

Österreich gegen Ronaldo; Spanien und Italien weiter



Quasi fast ein Finale ist für Österreichs Fußballteam das Spiel am Samstag (21 Uhr) in Paris gegen Portugal. Trainer

Marcel Koller ist gezwungen, die eine oder andere Umstellung vorzunehmen. Nicht zuletzt geht es gegen Cristiano Ronaldo, den bestverdienenden Sportler der Welt. Italien steht nach einem 1:0 gegen Schweden ebenso schon im Achtelfinale wie Titelverteidiger Spanien nach dem 3:0 gegen die Türkei. Das Spiel Kroatien gegen Tschechien (2:2) geht nur knapp an einem Abbruch vorbei.

Seiten 37 bis 40
Kopf des Tages Seite 48

DenizBank AG

36 Monate
1,25%*

Die sichere Adresse
für Sparer

Eröffnen Sie jetzt Ihr Sparkonto und profitieren Sie von den attraktiven Zinsen der DenizBank.

* Zinssatz p.a., gültig nur für Privatpersonen und bis auf Widerruf.

www.denizbank.at

Contact Center 0800 88 66 00

SBERBANK DenizBank ist ein Unternehmen der Sberbank Gruppe.

Mord an Labour-Abgeordneter Jo Cox überschattet Wahlkampffinale



Trauernde versammelten sich am Freitag unter anderem auf dem Londoner Parliament Square, um Abschied von der ermordeten Jo Cox zu nehmen. Nicht nur wegen des bevorstehenden EU-Referendums ist das Interesse der Medien enorm.

Mord lässt Kampagnen verstummen

Die britischen Parteien zeigten sich am Tag nach dem Mord an Labour-Politikerin Jo Cox um Einigkeit bemüht. Wahlwerbung für und gegen den Brexit ruht bis Montag. Die Polizei ermittelt im rechtsextremen Bereich.

Sebastian Berger aus London

Mit demonstrativer Geschlossenheit hat das politische London am Freitag auf die Ermordung der Labour-Abgeordneten Joanne „Jo“ Cox reagiert. Premierminister David Cameron, Oppositionsführer Jeremy Corbyn und Parlamentspräsident John Bercow reisten nach Birstall bei Leeds (Grafschaft Yorkshire) und legten am Tatort Blumen nieder, wo die 41-Jährige am Donnerstag nach einer Bürgersprechstunde in ihrem Wahlkreis durch mehrere Schüsse und Messerstiche getötet worden war. Der Abstimmungskampf um Großbritanniens EU-Mitgliedschaft blieb den ganzen Tag unterbrochen, die Kampagnen beider Lager sollten über das ganze Wochenende ruhen. „Sie starb, während sie ihren Job machte“, sagte der Regierungschef.

„Wir sollten unsere Demokratie in Ehren halten.“

Der Mord hat Bestürzung ausgelöst. Kondolenzbekundungen kamen von der deutschen Kanzlerin Angela Merkel ebenso wie von der demokratischen US-Präsidentin Hillary Clinton. Labour-Chef Jeremy Corbyn sprach von einem „sinnlosen Akt des Hasses“.

Radikales Gedankengut

Die Polizei hatte noch am Tatort einen 52-jährigen Arbeitslosen festgenommen. US-Meldungen zufolge hatte der Mann vor siebzehn Jahren Kontakt mit US-Neonazis, der sogenannten National Alliance. Von ihnen erwarb er eine Anleitung zum Eigenbau von Schusswaffen. In den 1980er Jahren hatte er Kontakt zu südafrikanischen Rassistens. Gleichzeitig kämpfte er seit Jahrzehnten mit psychischen Problemen.

Ohrenzeugen zufolge soll der Täter während seines Angriffs „Britain First“ gerufen haben, was einen rechtsextremen Hintergrund der Bluttat bestätigten würde. Yorkshire Police ermittelt im rechtsextremen Bereich. Nachbarn des Verdächtigen, der seit 32 Jahren in der gleichen Sozialwohnung gelebt hatte, konnten sich an keine politischen Äußerungen des passionierten Gärtners erinnern. Sein Halbbruder aus der Ehe der Mutter mit einem Schwarzen sagte, er traue „Tommy keine Gewalt“ zu.

Cox war erst im vergangenen Jahr für ihren Heimatbezirk ins Unterhaus gewählt worden, hatte aber zwei Jahrzehnte Erfahrung in der Arbeit für führende Politiker sowie für Entwicklungshilfe-Organisationen wie Oxfam. Die verheiratete Mutter von zwei Kindern, drei und fünf Jahre alt, genoss Ansehen über Parteigrenzen

hinweg. Als Parlamentarierin engagierte sich die Absolventin der Elite-Uni Cambridge für eine Lösung des Bürgerkriegs in Syrien.

Die Nachricht von dem Mord ließ bereits am Donnerstag beide Lager des Brexit-Wahlkampfs ihre Kampagnen unterbrechen.

Der konservative Finanzminister George Osborne verwarf am Abend seine vorbereitete Rede und nutzte eine Ansprache in der City of London für eine Hommage an die Kollegin. Am Freitag dominierten erstmals seit Wochen nicht Horrormeldungen über diese oder jene Folge des Brexit die Schlagzeilen der Zeitungen, sondern eine echte Tragödie.

Reihenweise kämpften hartgesottene Politik-Profis mit den Tränen. Cox sei „wie eine Nichte“ für ihn gewesen, erzählte der Ex-Labour-Chef und EU-Kommissionsvize Neil Kinnock. Die junge Frau hatte in den 1990er Jahren für Kin-

nocks Frau, die spätere Europa-Staatssekretärin Glenys Kinnock, im EU-Parlament gearbeitet.

Wie in Birstall versammelten sich Freitag in vielen Städten Tausende in stillem Gedenken. Andere legen Blumen nieder: am Tatort, auf dem Parliament Square vor dem Unterhaus, an dem umgebauten Lastkahn auf der Themse, nahe der Tower Bridge, wo Cox mit ihrer Familie wohnte.

Die parteiübergreifende Popularität der Getöteten machte am Freitag eine Geste deutlich: Konservative und Liberaldemokraten teilten mit, sie würden bei der nun fälligen Nachwahl für Cox' Sitz im Unterhaus keine Kandidaten aufstellen. Dies hat auf der Insel keine Tradition. 1990 war der konservative Ian Gow durch irische Terroristen ermordet worden. Bei der Nachwahl verlor die Partei der damaligen Premierministerin Margaret Thatcher das Mandat.

Britische Rechtsparteien und ihre Rhetorik

Mord an Jo Cox sei Anschlag auf Demokratie – Aggressive Parolen aber leben weiter

Gerald Schubert

Die Trauerbekundung für Jo Cox auf der Website der „British National Party“ (BNP) wirkt etwas unbeholfen. Vom „Schock über den brutalen Mord“ ist da die Rede, die Gedanken seien nun bei Cox' Familie. Eingeklemmt ist das Statement zwischen einem Aufruf zum Kampf gegen die „Verräter in der Regierung“, einem Zitat des verstorbenen Politikers Enoch Powell, der 1968 im Zusammenhang mit Einwanderern vor „Strömen von Blut“ warnte, und der Behauptung, die EU sei „der Tod für die britische Kultur und Zivilisation“ (siehe Bild rechts).

Der Tod der Labour-Abgeordneten Cox, die sich im Brexit-Wahlkampf für den Verbleib in der EU starkgemacht hatte, wird auch von

den meisten Rechtsaußen-Politikern öffentlich als Anschlag auf die Demokratie gewertet. Umso klarer wird der Kontrast zwischen der einhelligen Verurteilung eines Hassverbrechens und der aggressiven Sprache in den Kampagnen rechtsextremer Parteien.

Verengter Blick auf Gewalt

Die „National Front“ etwa fordert nicht nur, die „korrupte EU zu verlassen“, sondern will auch einen „Stopp rassistischer Gewalt gegen Weiße“. Die Partei war allerdings nur Ende der 1970er Jahre relativ stark, damals erzielte sie bei Wahlen fast 200.000 Stimmen. Bei der Unterhauswahl 2015 waren es nur noch etwas mehr als 1000. Die erwähnte BNP hingegen kam 2009 bei der Wahl zum Europäischen Parlament auf fast eine Million Stimmen und erhielt da-

mals zwei Mandate in Straßburg. 2014 aber reichte es nicht mehr für den Wiedereinzug.

Nur in einigen Gemeinden erfolgreich ist die „British Democratic Party“. Zwischen Anti-EU-Statements beschreibt die Website der Rechtspartei ausgiebig Verbrechen – die freilich stets von Migranten begangen wurden.

Im Vergleich zur Ukip von Nigel Farage, die bei den Unterhauswahlen im Vorjahr fast vier Millionen Stimmen holte, ist die Partei „Britain first“ (Großbritannien zuerst) nahezu bedeutungslos. Bekannt wurde sie erst, weil der Mörder von Jo Cox „Britain first“ gerufen haben soll. Parteichef Paul Golding distanzierte sich in einem Video vom Täter: „Wir hoffen, dass er am nächsten Laternenpfahl aufgehängt wird. Das ist die Art, wie wir Gerechtigkeit sehen.“

Horrific murder of Jo Cox M.P. universally condemned



"We are all shocked and saddened by the brutal murder of MP Jo Cox today. All acts of violence are abhorrent. Our thoughts are with Jo Cox's family." BNP Chairman, Adam Walker



The EU is death to British Culture and Civilisation

So 300 cultural figures have signed a letter in favour of Britain staying in the EU, saying that to exit would damage Britain culturally.

Die „British National Party“ betrauerte auf ihrer Website den Tod von Jo Cox. Der Tod für die britische Kultur aber käme aus der EU.

Ein Land im Fieber

Die Schotten, die Waliser und die Nordiren wollen mehrheitlich in der EU bleiben. England aber liebäugelt aus Nostalgie und Globalisierungsfurcht mit dem Brexit.

REPORTAGE: Sebastian Borger aus London und Nottingham



Stimmenfang auf der Themse in London: Die Brexit-Flotte ist größer und fährt voran, gefolgt von einem Schlauchboot derer, die in der EU bleiben wollen.

Wie es um „Britanniens Zukunft in Europa“ bestellt sei, sollen die Diskutanten auf dem Podium erörtern – und angesichts der Umgebung könnte man meinen, die wirtschaftlichen und finanziellen Vor- und Nachteile der britischen EU-Mitgliedschaft stünden im Mittelpunkt. Weit gefehlt. Was sich da im prächtigen Rathaussaal der City of London abspielt, mitten im wichtigsten internationalen Finanzzentrum der Welt, wirkt eher wie eine Therapiesitzung. Unter der hohen Decke, von der holzgeschnitzte Figuren drohend herabstarren, malt Daniel Hodson ein düsteres Bild seiner „großartigen Stadt“. Es gebe viel zu viele Einwanderer aus Osteuropa; hingegen habe sein hervorragend ausgebildeter Schwiegersohn, ein Argentinier, sechs Monate aufs Visum warten müssen. Da sei doch etwas nicht in Ordnung, glaubt der frühere Direktor der Finanzbörse Liffe.

Hodson (72) leitet die Lobbygruppe „City für Britannien“ – mit dem Namen suggerieren die EU-Phobiker, die Mitgliedschaft in der EU sei mit gesundem Patriotismus unvereinbar. Howard Flight (67) geht noch weiter. Der konservative Baron im Oberhaus beschwört die Abstimmung am kommenden Donnerstag als Termin, „an dem dieses Land seine Demokratie und Rechtsstaatlichkeit wiederherstellt“.

Waghalsige Sprüche

Befindet sich die Insel unter Flights Parteifreund David Cameron also auf dem Weg in die rechtlose Diktatur? Landauf, landab ist dieser Tage Rhetorik zu hören wie im Londoner Rathaus – als stünden die politischen Institutionen der fünftgrößten Industrienation der Welt kurz vor dem Zusammenbruch. Die Umfragen legen nahe, dass die waghalsigen Sprüche auf fruchtbaren Boden fallen. Nach monatelang stabilem Übergewicht für den Verbleib haben die EU-Feinde seit zehn Tagen einen, wenn auch hauchdünnen Vorsprung.

Robert Winders Diagnose lässt sich schwer von der Hand weisen: „Das Land liegt im Fieber“, sagt der Literaturwissenschaftler. Winder schreibt an einem Buch über den Nationalcharakter der Engländer – ein Thema, das durch die Brexit-Debatte an Brisanz gewonnen hat. Denn während zwei Drittel der Schotten und drei Fünftel der Nordiren sowie mehrheitlich auch die Waliser für den EU-Verbleib stimmen wollen, steht das Votum im größten Landesteil mit seinen 55 von insgesamt 64 Millionen Einwohnern auf Messers Schneide.

Das Brexit-Lager, angeführt vom Konservativen Boris Johnson und von Ukip-Chef Nigel Farage, versucht es gar nicht erst mit wirtschaftlichen Argumenten. Der Slogan der EU-Feinde lautet „Kontrolle zurückgewinnen“. Nur außerhalb der EU werde es der Insel möglich sein, die Nettoeinwanderung von zuletzt jährlich 330.000 Menschen zu drosseln. „Dabei sind rund die Hälfte davon, nämlich 167.000, Studenten“, sagt Winder, die mittels hoher Studiengebühren Milliarden ins Land bringen.

Schlechte Stimmung

Die Stimmung macht besonders der Oppositionspartei Labour zu schaffen. In West Bridgford, einem Vorort der mittelenglischen 300.000-Einwohner-Stadt Nottingham, haben sich 40 Mitglieder und Sympathisanten der alten Arbeiterpartei versammelt. Die Botschaft der Unterhausabgeordneten Lilian Greenwood ist klar. Sie sei gerade wieder in ihrem Wahlkreis im Süden Nottinghams unterwegs gewesen, berichtet die frühere Gewerkschaftsfunktionärin, die jetzt Parteichef Jeremy Corbyn als verkehrspolitische Sprecherin dient. An Greenwoods Gesicht lässt sich ablesen, dass die Begegnungen auf den Türschwällen der Mietskasernen kein Vergnügen waren.

Fast immer geht es um die Einwanderung. Die Diskreteren sagen: „Wir haben genug davon.“ Gemeint sind Nachbarn, die kein richtiges Englisch sprechen und eine andere Hautfarbe haben. „Zu viele Migranten“, begründet ein Glatzkopf bündig seine Brexit-Entscheidung. „Ich will mein Land zurückhaben“, ruft eine kräftig gebaute Mittsechzigerin. Dem Zorn haben die Aktivisten wenig entgegenzusetzen. Denn es war die Regierung des Labour-Premiers Tony Blair, die 2004 die Türen für rund 1,5 Millionen Einwanderer der acht Beitrittsstaaten aus Mittel- und Osteuropa öffnete. „Jetzt läuft uns die traditionelle Arbeiterschaft in Scharen davon“, berichtet ein Gewerkschafter den Genossen in West Bridgford.

Greenwood macht ihren Zuhörern Mut. Sicher müsse man das Thema Einwanderung frontal anpacken. Etwa so: „In der Poliklinik in meinem Wahlkreis arbeiten Krankenschwestern aus Portugal und Rumänien, weil wir selbst nicht genug ausbilden.“ Ob die vom Fieber der EU-Phobie befallenen Engländer die Botschaft hören werden? Die Abgeordnete gibt sich kampfeslustig: „Unsere Mitgliedschaft in der EU schwächt das Land nicht, sondern macht es stärker. Das müssen wir in den kommenden Tagen möglichst vielen Leuten sagen.“

God save the Extrawurst

Fast 10.000 Briten leben in Österreich, die meisten dürften beim Brexit-Referendum mit „Remain“ stimmen – sofern die Austrobriten denn überhaupt teilnehmen dürfen.

REPORTAGE: Florian Niederndorfer



Union Jack: Nicht alle Briten in Österreich sind so vehemente Befürworter der britischen EU-Mitgliedschaft wie Wurstfabrikant Richard Holmes.

Sicher ist sicher, sagt Richard Holmes (31) aus Colchester in Südengland, seit zehn Jahren in Wien und von Berufs wegen Fabrikant hipper britischer Fleischwaren. „Ich will auf keinen Fall, dass meine Stimme verlorenght.“ Darum schickt er seine Wahlkarte für das Brexit-Referendum am 23. Juni kostspielig per Einschreiben an die Wahlzentrale in London. „Ich habe mich bisher nie für Politik interessiert“, sagt er. Aber diesmal gehe es um etwas: „Wenn Großbritannien aus der EU austritt, würden mein Leben und meine Arbeit hier viel komplizierter.“ Mehr als 90 Prozent der Expats denken so, schätzt er.

Freilich: Was ein Brexit, also der Austritt Großbritanniens aus der EU, für die laut Statistik Austria 9975 britischen Staatsbürger zwischen Boden- und Neusiedler See tatsächlich bedeuten würde, vermag derzeit niemand so genau vorherzusagen. Alles Verhandlungssache, heißt es dies- und jenseits des Ärmelkanals stets. Fest steht, dass ein Gutteil der Austrobriten gar nicht erst gefragt wird, wie sie es mit „Leave“ (also EU-Austritt) oder „Remain“ (Dabeibleiben) halten. Wer nämlich länger als fünfzehn Jahre im Ausland lebt, darf an britischen Wahlen und Referenden nicht teilnehmen. Wohl auch deshalb schreitet Schätzungen zufolge nur etwa jeder Zehnte der mehr als 1,5 Millionen Auslandsbriten in Europa zur Wahl. Österreichs Exil-Angelsachsen jedenfalls sind über diesen gesetzlichen Winkelzug wenig amused.

Gedankenspiele

„Ein EU-Austritt würde mich direkt betreffen, und ich darf nicht darüber abstimmen, weil ich ein Jahr zu lange in Wien bin“, ärgert sich zum Beispiel Michael Bailey (38), Übersetzer aus dem südwestenglischen Taunton. In seinem Blog schwört er seine Landsleute in Österreich auf ein Remain ein. Zwar wäre ein Austritt für ihn kein existenzielles Problem, „aber wenn mein Sohn später einmal in Europa studieren will, könnte er es schwerer haben“, erklärt er in nahezu akzentfreiem Deutsch. Er fühle sich zwar auch nach sechzehn Jahren in Österreich – erst als Sprachassistent in Schulen in Murau und Judenburg, später in Wien – als waschechter Brite, „ich würde mir dann aber schon Gedanken machen, ob ich nicht Österreicher werde.“

Kein Wunder, dass man sich in den Expatriaten, in den Pubs und den Facebook-Gruppen der britischen Community hierzulande dieser Tage über kein anderes The-

ma so zu echauffieren weiß wie über das Referendum am 23. Juni. In den Chor der „Remainer“ mischen sich aber auch Stimmen, die laut für Britannias Ausstieg aus der Union werben – und denen die bestehenden, von Kritikern gerne Extrawürste titulierte Sonderregeln für das Königreich nicht weit genug gehen.

Gleichmacherei

„Die EU will alle gleichmachen. Das mögen wir Briten nicht“, sagt Jerry Hawkins (53), Gartengestalter aus dem britischen Überseegebiet Gibraltar, der seit 1989 in Neumarkt am Wallersee nahe Salzburg lebt – und an der Abstimmung nicht teilnehmen darf. Auf der Facebook-Seite der britischen Botschaft in Österreich macht er sich in seinen Kommentaren für ein Leave stark. „Wer sich mit dem Thema beschäftigt, sieht die Vorteile eines EU-Austritts“, sagt er. Dass sich Großbritannien dann wieder stärker dem alten Commonwealth zuwenden könnte, sei nur einer davon. Die Medien zeichneten jedenfalls kein realistisches Bild und räumten dem Leave-Lager wenig Platz ein. Dass sein Leben zu einem Spießrutenlauf würde, wenn er kein EU-Bürger in einem EU-Land mehr ist, hält er für ein Gerücht. „Ich habe schon hier gelebt, bevor Österreich Mitglied wurde. Alles, was passieren kann, ist, dass ich ein bisschen mehr Aufwand bei den Behörden habe.“

Auch Marc Ramsey (45), ein Nordire, der in Wien als Berater arbeitet, denkt so. „Nach einem Brexit würde sich für mich persönlich nichts ändern“, sagt er. In der EU ortet er „einen Drang in Richtung Vereinigte Staaten von Europa“, die Folge sei die „Erosion der nationalen Souveränität.“ Und der könne er auch nach zwanzig Jahren in Österreich nichts abgewinnen. Ein Austritt stelle daher eine Chance für die Union dar, „wieder die Handelsgemeinschaft zu werden, als die sie ursprünglich geplant war.“ Zudem wolle ohnehin niemand die Bande zu Europa ganz kappen, glaubt er.

Optimistische Prognose

„Den Eurotunnel würden sie ja dann doch nicht abreißen“, hofft auch EU-Befürworter Bailey. Und Richard Holmes, der von seiner Wohnung am Wiener Spittelberg aus neuerdings nicht mehr nur für seine „Britwurst“, sondern auch für ein Remain wirbt, kann ohnehin nicht so recht glauben, dass sich seine Landsleute hierzulande und zu Hause für den Austritt entscheiden. Sein Tipp? „65 zu 35 Prozent für unseren Verbleib in der Europäischen Union.“

Brexit stellt politische Gesamtarchitektur Europas infrage



Fotos: picturedesk.com / Sven Simon, AP / Alex Brandon

Die „Eiserne Lady“ Margaret Thatcher prägte in den 1980er-Jahren wesentlich das komplizierte Verhältnis ihres Landes zur EU und den Partnern. Für Nachfolger David Cameron war die 2013 gestorbene Ex-Premierministerin das große Vorbild.

Thatchers ungeschickter Schüler

Premierminister David Cameron kämpft um den Verbleib Großbritanniens in der Europäischen Union. Dabei hat er selbst es zu verantworten, dass es dazu überhaupt ein Referendum gibt. Es ist Ausdruck seiner Schwäche.

Thomas Mayer

Von acht Premierministern, die das Vereinigte Königreich in 43 Jahren EU-Mitgliedschaft regierten, ist David Cameron aus Sicht der EU-Partner einer der Unbedeutenden. Das wird sich ändern, so oder so.

Einer seiner Vorgänger, Edward Heath, war sehr respektiert. Der gemäßigte Konservative hat sein Land 1973 gegen Widerstände in der eigenen Partei im zweiten Anlauf zum EWG-Beitritt geführt. Den ersten Anlauf hatte Frankreich 1963 verhindert, weil die Briten das Ziel der gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik ablehnten.

Unter Heath wurde mit dem ehemaligen Weltreich – nun ständiges Mitglied im UN-Sicherheitsrat, Atommacht, neben den USA die starke Militärmacht in der Nato – ein neues Kapitel in der Machtarchitektur der Europäischen Union eröffnet. Diese „Norderweiterung“ (auch Irland und Dänemark traten bei) stärkte die Gemeinschaft durch besondere Freihändlertradition.

Tony Blair war in Brüssel beliebt. Der moderne Sozialist, strahlender Herold des „Dritten Wegs“ zwischen Kapitalismus und Sozialismus und ab 1997 Premier, präsentierte sich in zehn Jahren Amtszeit (zumindest zu Beginn) als sehr europafreundlicher Premier. Er versprach 1998 sogar den Beitritt zur Währungsunion, Euro statt Pfund, was er – wie vieles – nie einlöste.

Noch mehr Eindruck als Blair hinterließ nur Margaret Thatcher. Sie war so umstritten wie gefürchtet. Die Eiserne Lady der Tories regierte (ab 1980) mehr als ein Jahrzehnt lang. Sie war erst Kriegsherrin (Falkland), drückte der Welt (im Verbund mit US-Präsident Ronald Reagan) den Stempel der Wirtschaftsliberalisierung auf. Vor allem aber war sie in der EU beinaharte Kämpferin für britische Interessen. Ihre schneidenden Worte fürchteten sogar François Mitterrand und Helmut Kohl, beide nicht minder machtbewusst, Langzeitpräsident von Frankreich der eine, „Jahrhundertkanzler“ der Deutschen der andere.

Legendär wurde „Maggie“ mit der Forderung „I want my money back“, als sie den milliardenschweren „Brittenrabatt“ im EU-Budget herauschlug, weil die Briten von der gemeinsamen Agrarpolitik viel weniger profitierten als andere. Thatcher war der Gegenpol für gemütsbewegte

„Proeuropäer“ wie Kohl, ihr Weltbild vom Sieg über Hitlerdeutschland geprägt. Sie kämpfte 1989 gegen die deutsche Wiedervereinigung. Aber sie wollte politisch immer „mitspielen“ in Europa. Das Volk zum EU-Austritt zu befragen wäre der Lady so nicht in den Sinn gekommen. „Keep America in, Germany down, Russia out“, war ihre Devise: bestimmen, nicht abhauen.

Sowohl ihr direkter Nachfolger John Major wie auch Gordon Brown, der glücklose Nachfolger von Labour-Chef Tony Blair 2007, waren frei von größeren strategischen Perspektiven. Sie waren bemüht, aber doch Übergangspremiers.

Ironie der Geschichte: Unter Major und Brown wurden zwei wichtige EU-Verträge abgeschlossen, die die skeptisch beäugte „Politische Union“ unter Einschränkung nationaler Souveränität begründeten (Maastricht 1991, Lissabon 2009). Die Briten bekamen viele Ausnahmen: Die Teilnahme am Euro, offenen Grenzen (Schengen), gemeinsamer Politik zu Justiz und innerer Sicherheit sind für London nur eine Option.

On-off-Beziehung

Pragmatismus gegen Pathos und Idealismus: Großbritannien und EU, das war von Anfang an eine heftige On-off-Beziehung. Kritik an zu großer Macht der EU-Institutionen gab es immer. London war vor allem an der Wirtschaftsgemeinschaft interessiert und daher an der EU-Erweiterung um möglichst viele Staaten nach Mittel- und Osteuropa. Sie kamen 2004 und 2007 dazu.

Offensive EU-Gegnerschaft wurde von Einzelfiguren ausgelebt, wie vom Milliardär James Goldsmith in den 1990er-Jahren; oder an den radikalen Flügeln beider großen Parteien – Labour wie Tories. Ernst wurde es beim Thema Brexit erst, als die Unabhängigkeitspartei (Ukip) von Nigel Farage 1999 ins EU-Parlament einzog und frontal auf Austrittskurs ging. Der Druck auf die Konservativen stieg. Aber das Ausscheiden aus der EU zu riskieren, die Dekonstruktion der nach dem Zweiten Weltkrieg langsam gewachsenen Wirtschafts- und Machtbalance von heute 28 EU-Mitgliedsstaaten, dazu brauchte es David Cameron. Indirekt wäre auch die Nato, das transatlantische Bündnis mit den USA, betroffen, die für die EU de facto die Sicherheitspolitik erledigt. Der Absolvent der Eliteuniversität Oxford (wo er

Kumpel des späteren Londoner Bürgermeisters Boris Johnson war, der nun vehement für den Brexit kampagnisiert, um Cameron zu stürzen) wurde nach dem Studium Berater von Thatcher und Major. Die „Lady“ war sein großes Vorbild – aber machtpolitisch war er ihr schlechter Schüler. Die Sache mit dem Brexit ist dem gemäßigten EU-Befürworter quasi „passiert“.

Nach der dritten Wahlniederlage der Tories in Serie gegen Blairs Labour-Partei im Jahr 2005 trat Parteichef Michael Howard zurück. Nachfolger wurde überraschend der erst 39-jährige Cameron. Um die EU-Skeptiker in den eigenen Reihen zu gewinnen, machte er „Zugeständnisse“ – und den ersten Kardinalfehler: Er verkündete, dass die Tories nach den EU-Wahlen 2009 aus der proeuropäischen Fraktion der Volkspartei (EPP) im EU-Parlament austreten. Sie gingen mit der EU-skeptischen polnischen PiS in eine Fraktion.

2010 gewann Cameron knapp die britischen Wahlen, Premier wurde er nur in Koalition mit den Liberalen. In der Wirtschaftskrise seit 2008 wuchs die EU-Gegnerschaft bei den Tories. Bis dahin strikter Gegner des Brexit, versprach Cameron nun, bis spätestens Ende 2017 ein EU-Referendum abzuhalten, sollte er die nächsten Wahlen gewinnen. Im Juni 2015 schaffte er eine riesige Mehrheit im Unterhaus – und war in Sachen Brexit-Abstimmung in der Pflicht. Nach monatelangen Verhandlungen mit den EU-Partnern ließ er sich vergangenen Februar einige (nicht so bedeutende) EU-Ausnahmeregelungen und nationale Kompetenzen bestätigen (etwa bei der Sozialhilfe für EU-Ausländer). Und er ordnete ein rasches EU-Referendum am 23. Juni 2016 an.

Für die „Remain“-Empfehlung zeichnete er allein verantwortlich. EU-Partner wurden gebeten, die Insel zu meiden, nicht einzugreifen. Aber Camerons Kampagne zum Verbleib lief nicht so gut wie erhofft: Alles ist möglich. Wenn die Briten die EU verlassen, würde die Architektur in Europa unter deutsch-französischer Dominanz umgekrempt, das UK müsste um bilaterale Verträge kämpfen. Bleiben sie, wird die Debatte um EU-Reformen erst recht losgehen. Und Cameron? Entweder wird er bald Premierminister gewesen sein oder als letztlich starker Regierungschef in die Geschichte eingehen. Ein riskantes Spiel.

Gastkommentar von Gordon Brown Seite 47

Ein Blick eines britischen Schriftstellers auf die Briten und die EU

Gemeinsam besser

Dieses Austrittsreferendum hat das Zeug zum Desaster. Eine kleinere Version davon wurde verhindert. Über „Little Englanders“, das Projekt Angst und die Hoffnung auf das Vorbild Schottland.



Foto: Getty Images / iStock / swanseajack099

Seit 2012 heißt der berühmte Uhrturm am Palace of Westminster in London offiziell „Elizabeth Tower“, umbenannt wurde der „Clock Tower“ anlässlich des 60-Jahr-Thronjubiläums von Queen Elizabeth II. Der „große Benjamin“ bezeichnet eigentlich die schwerste der fünf Glocken. Big Ben wiegt 13,5 Tonnen, sein Glockenschlag wird auch „The Voice of Britain“ genannt.

William Boyd

Man muss kein Experte sein, um zu wissen: Dieses Referendum hat das Zeug zu einem Desaster. Ich will gar nicht so tun, als wüsste ich sonderlich gut über die Arbeitsweise der europäischen Institutionen Bescheid. Aber ich verfolge die beiden Seiten des Abstimmungskampfes sehr genau. Die Befürworter haben das Problem, dass Brüssel und alle seine Institutionen seit Jahrzehnten von der britischen Presse dämonisiert werden. Ohnehin kann man ja schwer argumentieren: „Der Bürokratenapparat einer internationalen Organisation ist etwas ganz Tolles.“ Das glaubt erstens niemand, und zweitens würde niemand so abstimmen. Stattdessen redet das EU-Camp zu Recht von den Risiken, die ein Brexit beinhaltet. Wir sind stärker in einem vereinigten Europa. Diese Botschaft ist für alle verständlich, und in Kampagnen wie dieser muss man bei einfachen Botschaften bleiben.

Viel schöner Schein

Die EU-Gegner produzieren schönen Schein. Ich bin Schotte, machte mir also vor zwei Jahren große Sorgen, als über Schottlands Unabhängigkeit abgestimmt wurde. Jetzt sehe ich viele Parallelen. Das Brexit-Camp scheint mir im Weltall angesiedelt, beinahe in einer anderen Galaxie als jener, in der wir arme Menschenkinder leben. Ihre Argumente verändern sich täglich. Statistiken werden aus der Luft gegriffen und hirnlos wiedergekaut, selbst wenn sie sich als falsch herausstellen. Das erinnert mich sehr an die schottische Debatte. Angesichts des niedrigen Ölpreises wäre ein unabhängiges Schottland heute total bankrott. All das Geschwätz wie „Wir schaffen es allein“ und „Wir sind ein tolles Land“ ist albern. Natürlich sind wir toll. Und natürlich könnten wir es allein schaffen. Aber wir sind

„Gemeinsam besser“, und zwar sowohl im Vereinigten Königreich als auch in der Europäischen Union.

Die Brexit-Leute zeichnen sich durch den engstirnigen Nationalismus aus, den man traditionell mit dem Begriff „Little Engländer“ verbindet. Also reichlich patriotisches Gerede vom „großartigen Land“, aber kaum Fakten. Jegliche Argumente gegen ihre Fantasievorstellungen werden als „Projekt Angst“ verworfen. Interessanterweise gibt es diese Haltung in allen Parteien; sie zieht sich auch quer durch das sehr komplizierte englische Klassensystem.

Unter meinen Freunden gibt es keine Brexit-Kämpfer. Aber man trifft ja Leute in den Geschäften oder schnappt Bemerkungen auf der Straße auf. Ich habe mit dem Mann diskutiert, der mich

GROSSBRITANNIEN

gelegentlich zu Terminen fährt. Er war sehr beeindruckt von der patriotischen Propaganda und der Antieinwanderungsrhetorik à la Donald Trump. Wir müssen positiv reden und sagen, dass Einwanderung insgesamt vorteilhaft ist. Ich lebe teilweise in London, einer polyglotten, multikulturellen Stadt, in der man stündlich Immigranten begegnet. Da merkt man schnell, wie gut sie unserer Gesellschaft tun.

Ich lebe aber auch in Frankreich und bin viel in Europa unterwegs, sodass ich die EU sowohl vom Kontinent aus wie von Britannien aus erlebe. Vieles läuft falsch in einigen der europäischen Institutionen, genau wie in manchen britischen Institutionen. Vieles läuft falsch. Aber wir teilen eine Geschichte und eine Kultur. Die Zusammenarbeit gibt uns auf globaler Ebene Durchsetzungsvermögen und Gewicht, ohne dass unsere nationale Identität beeinträchtigt würde. Sind die Italiener weniger italienisch, die Franzosen weniger französisch, weil sie der EU angehören?

Natürlich nicht. Die Ängste, die hier geschürt werden, stellen sich als lächerlich heraus.

Aus meiner Sicht gibt es eine ziemlich kleine Gruppe von Leuten, für die der Austritt aus der EU einer Religion gleichkommt. Mit einer vom festen Glauben geprägten Bewegung umzugehen ist schwierig, ungefähr so zwecklos wie jemandem zu predigen, er solle nicht an Gott glauben. Es hat wenig Sinn, über die tatsächlichen Vorteile der EU zu reden oder etwa gar über die Probleme, die sich einstellen werden, wenn es zum Brexit kommt. Der Kern dieser Gruppe besteht aus den ungefähr 90 antieuropäischen Tory-Abgeordneten, die David Cameron das Leben schwer machen. Törichterweise gab er diesen Hinterwäldlern nach und bekannte sich zum Referendum. Ich hoffe auf eine Realitätsprüfung, die all den Unsinn beiseitewischt, der zurzeit verbreitet wird.

Mein Optimismus speist sich aus dem Ergebnis des schottischen Referendums, das mit 55:45 Prozent für den Verbleib im gemeinsamen Königreich endete. Die Schotten sind schlaue Leute, sie wollten nicht ihre Zukunft aufs Spiel setzen. Auch am 23. Juni sollte sich Vorsicht durchsetzen. Ich hoffe auf das Votum der vielen stillen Menschen im Land und auf ein Ergebnis von 60:40 Prozent für den Verbleib. Aber man kann nie wissen. Ich bleibe beunruhigt.

Übersetzung aus dem Englischen von Sebastian Borger



WILLIAM BOYD (64), geboren in Ghana, ist ein britischer Schriftsteller, Drehbuchautor und Regisseur. Zuletzt erschien sein Buch „Die Fotografin. Die vielen Leben der Amory Clay“ (Berlin-Verlag, 2016). Er lebt mit seiner Frau in London und Südfrankreich, wo er auch Wein anbaut. Foto: Reuters

Literarische Europa-Bilder von Schriftstellern aus Tschechien, der Slowakei, Griechenland und Ungarn

Sternstunden, keine Sternstunden

Europa war ein Ächzen und Stöhnen und Bluten. Über das Opium verspäteter Nationen, kluge politische Selbstlosigkeit und das Unglück bipolarer Welten.

Michael Stavaric

TSCHECHISCHE REPUBLIK

Ich kann mich noch gut daran erinnern, als mich eine Verlegerin darum bat, anlässlich der sogenannten EU-Osterweiterung (nun, eigentlich ja einer Westverlängerung) ein diesbezügliches Buch zu schreiben; etwas Schräges, Experimentelleres und Mutiges. Ob dies gelungen ist, weiß ich nicht, doch nahm ich das Buch anlässlich dieses Beitrages zur Hand und las darin gleich auf den ersten Seiten: „Und Europa war keine eigentliche Geschichte, vielmehr ein Ächzen und Stöhnen und Bluten (...) und im Grunde bewies das alles gar nichts, außer vielleicht, dass in nichts Demut und Erkenntnis innewohnt und keine Milde oder Aussicht auf bessere, weil friedlichere Zeiten. (...) Und wenn Europa jemals eine tatsächliche Geschichte werden soll, so ist es keine der Polen und Engländer und Franzosen und Italiener und Spanier und Portugiesen und Ungarn und Tschechen und Slowaken und Finnen und Schweden und Norweger und Luxemburger und Belgier und Niederländer und Liechtensteiner und Albaner und Serben und Kroaten und Dänen und Schweizer und Slowenen und Bulgaren und Türken und Rumänen und Litauer und Letten und Esten und Russen und Österreicher und Ukrainer und Deutschen und so weiter, sondern die Geschichte aller. (...) Und die Europäer erzählten sich schon immer gern davon, wer sie sind und was ihre Völker nicht alles waren, und sie berichteten und begründeten und akzentuierten und betonten und formten ihren trügerischen Narrativ und strahlende Morgen und entbehrliche Übermorgen.“

Adieu, Europa-Flagge!

Was soll ich sagen, ich würde das nach wie vor unterschreiben – die Geschichte ist augenscheinlich etwas Zyklisches, der Kontinent nach wie vor uneins (unfähig, ein neues Paradigma zuzulassen), die zarten und äußerst losen Bande einer europäischen Einigung (Stichwort „Vereinigte Staaten von Europa“) sind längst durchschnitten (vielleicht gab es diese allerdings auch nur in meinem Kopf), die Nationalstaatlichkeit floriert, die Hetzer folgen dieser stets auf dem Fuß, bekanntlich sind sie das Volk und ihr proklamierter Morgen wird selbstverständlich keine Sternstunde (Adieu, Europa-Flagge!) sein.

Jemand Weiser hat mir einst beigebracht, dass die Regel der klugen Politik darin liegt, Vergangenheit nicht als politische Option zu erachten, denn: Vergangenheit ist das Opium verspäteter Nationen, die auf diese Art und Weise ihre Verspätung zementieren. Die Hetzer wollen ihre eigenen (kleinen) Nationen, Egomane und Egoismen

haben darin Hochkonjunktur, und die vernünftigen Stimmen werden nach und nach leiser. Dabei wäre (selbst politische) Erkenntnis doch recht einfach zu haben: dass etwa der Altruismus (im Deutschen bevorzugt ich das Wort „Selbstlosigkeit“) eine klügere Form der Interessenwahrung darstellt. Allerdings, die europäischen Gesellschaften leben und denken in Schablonen, um sich in einer (durchaus) komplizierter werdenden Welt zu orientieren; es ist ihnen gewissermaßen jedes Mittel recht, um ihre Schäfchen ins Trockene zu bringen, ich meine, es ist doch alles zutiefst menschlich und nachvollziehbar: Wir reduzieren Komplexitäten und verinnerlichen Polaritäten; Gott und Satan, gut und böse, Mann und Frau, links und rechts, oben und unten, Heimat und Fremde und so weiter und so fort. Geschichte und Geschichten werden dadurch fassbarer, sie bekommen eine verständlichere (dann und wann sogar moralische) Dimension.

Denkräume öffnen

Auch als Autor ist mir dieses „Strickmuster“ nicht fremd; die Erzählung, der Roman usw. changieren zwischen diesbezüglichen Polen. Mir schien es allerdings stets reizvoller, mir lieber darüber Gedanken zu machen, was Romane und Co nicht vor einem ausbreiten, was sie lediglich als Leer- und Andockstellen, als Gesten anbieten. Mich interessiert etwa seit jeher, wie man es anstellt, (Denk-)Räume (erneut) zu öffnen, in denen sich Schablonen vollkommen auflösen – nur dann können Polaritäten aufgehoben werden. Vielleicht ist es auch nur eine von vielen kleinen Wahrheiten, doch sollte sie nicht unerwähnt bleiben: In bipolaren Welten kann man nur äußerster schwer glücklich sein.

Vielleicht sind Autoren (und Politiker) insofern gut beraten, (mehr oder minder primitive) Zweiwertigkeiten ausschließlich als Ausgangs- und Diskussionspunkte zu verwenden; das sich darin manifestierende Pendel mag weiterhin kalkulierbar schwingen, doch muss die Differenz an sich etwas Lebensbejahendes, Innovatives und Selbstloses darstellen. Und um für mich ein diesbezügliches Resümee zu ziehen: Europa, zu dir hin entferne ich mich!



MICHAEL STAVARIC (44) ist ein österreichisch-tschechischer Schriftsteller und Übersetzer, der mit sieben Jahren aus der damaligen Tschechoslowakei nach Österreich kam. Er studierte an der Uni Wien Bohemistik und Publizistik und lebt in Wien. Foto: Andy Urban

Dem Hass widersprechen

Die Populisten und Nationalisten sind so unglaublich langweilig! Slowakei zuerst. Österreich zuerst. Warum nie Europa zuerst? Über Hasspostings und Offline-Hass, eine kleine, aber klare Minderheit gegen den Rechtsextremismus und für den Traum von Europa.

Michal Hvorecky

Seit mehr als einem Jahr kriege ich fast täglich zahlreiche extreme Hasspostings und höre die Sprüche der Ausgrenzung. Regelmäßig kursieren im Netz mit Photoshop bearbeitete Bilder, auf denen ich besonders schlecht aussehe und die selbstverständlich keinen Urheber haben, mit frei erfundenen Zitaten, Sätzen, von denen behauptet wird, dass sie von mir stammen, die ich aber natürlich nie geäußert habe. Mit großen Zahlen äußere ich mich für noch mehr Millionen Flüchtlinge, mit einem dummen Blick wünsche ich mir einen IS-Angriff auf Europa, und mit den aufgeregten Augen träume ich, dass alle meine Landsleute Schwule oder Lesben werden und wie Conchita Wurst aussehen.

Einmal habe ich versucht zu verfolgen, wie schnell und wie oft so ein Foto verbreitet wird. Es ist fast gleichzeitig auf mehr als siebzig unterschiedlichen Facebook-Profilen erschienen, meistens auf den neonazistischen Seiten, aber auch auf Webs der religiösen und nationalistischen Fanatiker. Immer wieder dieselben Hassbotschaften werden auch auf den fiktiven Profilen erfundener Personen gepostet, die für das obsessive Trolling benutzt werden.

Die Originalquelle zu entdecken war unmöglich. Mal bin ich da ein Landesverräter, dann ein Ausländer, jedenfalls ein Nichtslowake, ein Drogensüchtiger, Transgender oder Intersexueller, und am offensten – wie sonst – ein Jude. Mal bezahlt mich der Mossad, ein anderes Mal die CIA, dann wieder die LGBT-Lobby oder George Soros. Auf jeden Fall verdiene ich, so meine besonders schlechten Bilder, unglaubliche Mengen an Geld als Nestbeschmutzer von Rang, ein international vernetzter Verschwörer. Mehrmals wurden gegen mich auch starke Gewaltfantasien ausgelöst.

Manchmal lachen ich und meine Ehefrau darüber, aber letztlich eher selten. Ich kann damit nicht gelassen umgehen. Oft bin ich sprachlos, und, ich gebe zu, auch beängstigt. Ich weiß, dass sich die Gegner gerade das wünschen, aber mir fehlt



Die viertürmige Burg Bratislava thront auf einem Felsen 85 Meter über dem linken Ufer der Donau. Unter den Habsburgern war die Stadt Pressburg zeitweilig Hauptstadt des Königreichs Ungarn.

vielleicht noch die lebenslange Übung in Ruhe im Fall einer Bedrohung oder medialen Manipulation. Was ist so Hassenswertes an mir? Habe ich das überhaupt schon verdient?

Ich schreibe Romane, und ein paar Bücher, die ich besonders liebe, übersetze ich aus dem Deutschen ins Slowakische, zuletzt ein Werk des österreichischen Autors Martin Pollack. Ich organisiere Lesungen und arbeite in einer Bibliothek. Ja, ich äußere mich manchmal zu öffentlichen

SLOWAKEI

Fragen der slowakischen Gesellschaft, vor allem zu Bildung und Kultur, ich stand mehrmals auf der Bühne beim Lehrertreik in Bratislava, auch bei Gay Prides oder kleinen Kundgebungen für menschliche Asylpolitik. Aber reicht das inzwischen, um ständig mit der Vertreibung aus der Heimat oder sogar mit dem Tod bedroht zu werden?

Offensichtlich ja, und zwar, weil ich einer Minderheit angehöre – einer kleinen, aber klaren Minderheit gegen den Rechts-

extremismus. Diese mir so wichtige Minderheit der Slowaken ist wertlos und würde sich nie mit ausländerfeindlichen und antiintellektuellen Hetzern verbinden.

Viele meiner Landsleute, die weiterhin eine solidarische Zivilgesellschaft verteidigen, kriegen ähnliche Hasspostings oder noch schlimmere. Der Hass ist zurzeit in der Slowakei allgegenwärtig, online sowie offline, und er brach nicht plötzlich auf, er wurde gezielt und geplant gezüchtet. Die Aggressivität bleibt hoch. Das ist bedrückend und befremdlich.

Im Netz scheint es eine drohende riesige Katastrophe zu sein, doch in der Wirklichkeit hat die Slowakei überhaupt kein Problem mit Flüchtlingen, die werden einfach nicht reingelassen, sondern ein riesiges Problem mit den eigenen Emigranten. Mehr als zweihunderttausend Slowaken verließen in letzten zehn Jahren ihre Heimat, nur 14 Ausländer erhielten im Jahr 2014 Asyl in meiner Heimat und im Jahr zuvor 15! Die Slowakei kannte über Jahrzehnte nicht den umfangreichen Zuzug aus anderen Nationen und Kulturen. Das Zusammenleben

mit Menschen mit Migrationshintergründen ist völlig unbekannt, aber trotzdem, oder gerade deswegen, werden sie gehasst – und auch alle, die sich mit ihnen solidarisieren.

Die Populisten und Nationalisten sind so unendlich langweilig! Slowakei zuerst. Österreich zuerst. Wir müssen die Sorgen der Slowaken ernst nehmen. Wir müssen die Sorgen der Österreicher ernst nehmen. Unsere wunderbare Slowakei. Unser wunderbares Österreich ... Warum nie Europa zuerst? Warum nie unser wunderbares Europa und die gemeinsamen europäischen Sorgen?

Ich will nicht zu dem werden, den die Hassenden aus mir machen wollen. Ich bin der Meinung, dass auch die Slowakei in der Flüchtlingskrise ihren Teil beitragen soll. Man kann das europäische Projekt nicht zusammenhalten, wenn jedes auch noch so kleine Land nur an sich selber denkt und die Lösung der großen Herausforderungen der Gegenwart aus nationalem Egoismus verhindert. Sonst droht uns tatsächlich der Kollaps. Aber der slowakische Premierminister, der von sich behauptet, ein Sozialdemokrat zu sein, klingt viel mehr wie Norbert Hofer als Alexander Van der Bellen. Auch wegen seiner Tiraden gegen Migranten und seiner nationalistischen Ressentiments scheut sich eine Mehrheit von meinen Mitbürgern nicht, ihre ungehemmte Feindseligkeit offen und kollektiv spazieren zu führen.

Jetzt kenne ich den Hass und kann ihm klar widersprechen. Nur mit viel Mut, mit der Suche nach Wahrheit statt Lügen-Postings und medialer Manipulation, mit Argumenten statt Parolen lässt sich der Traum von Europa noch verwirklichen.



MICHAL HVORECKY (39) ist ein slowakischer Schriftsteller und Journalist, er studierte in Nitra Kunstgeschichte und semiotisch orientierte ästhetische Theorie und lebt in Bratislava. 2012 erschien sein Roman „Tod auf der Donau“ (Klett-Cotta). Foto: M. Lipus

Denn wir sind viele

Hat Europa eine Seele? Und wenn ja, ist es eine oder sind es vielleicht doch viele Seelen? Über die Transformation vom Ich zum Wir, das doppelte Versprechen der Literatur und Differenz als europäisches Erbe.

und „selbst mit Ketten konnte ihn keiner mehr binden“.

Keine Frage, Jesus steht einem schwer zu integrierenden Menschen gegenüber. Nicht nur schwer zu bändigen, sondern auch mit den Toten verbunden, das heißt: Mit historischem Bewusstsein ausgestattet, antwortet dieser Mann auf die Aufforderung, seinen Namen zu sagen: „Legion ist mein Name, denn wir sind viele.“

Für einen Autor liegt die Vermutung nahe, dass diese seltsame Aussage auch als eine Miniatur, wenn nicht unseres Konti-

GRIECHENLAND

nents, so doch zumindest seiner Literatur gelesen werden könnte. Denn in ihrem Herzen gibt es eine merkwürdige Verrückung: Die Person, die anfangs spricht, ist nicht die, die den Satz beendet. Zwischen dem ersten und dem zweiten Satzglied verwandelt sich der Sprechende aus jemandem, der „mein“ sagen kann, in jemanden, der sich „wir“ nennt. Erkennen wir in dieser Verrückung nicht genau das, was die Literatur bewirkt? Sie lädt den Leser ein, sich in jede einzelne Person zu versetzen, die im Text zur Sprache kommt. Die Lektüre eines Buches erweitert jedes Ich zum „wir“.

In dieser Verwandlung gibt es sowohl eine erschaffende als auch eine auflösende



Die Akropolis in Athen ist der Stadtgöttin Athene gewidmet und war erst Sitz der Könige, später Sitz der Götter.

Foto: Reuters / Marko Djurica



ARIS FIORETOS (56) ist ein slowakischer Schriftsteller und Übersetzer österreichisch-griechischer Herkunft. 2013 erschien „Die halbe Sonne“ (Hanser). Er übersetzte u. a. Paul Auster, Hölderlin und Nabokov. Er lebt in Stockholm und Berlin. Foto: Schleyer / Ullstein Bild / Getty

Kraft – und folglich ebenso viel Glück wie Katastrophe. Wenn die Literatur nicht bloß der Zerstreuung dienen, sondern eine eigene Erkenntnisform sein soll, begnügt sie sich nicht damit, mehr oder weniger geschickt verpackte Inhalte anzubieten, die uns ergreifen, aber nicht verändern. Vielmehr macht sie sich von Erwartungen frei, was sie ist oder sein soll, und überrascht stattdessen damit, was sie werden kann.

Ihr Versprechen ist ein doppeltes. Es lautet: Niemand, der sich mit mir identifiziert, wird allein sein. Und: Niemand, der mich aufsucht, wird mich als ein und derselbe Mensch verlassen. Ähnlich wie die Antwort des besessenen Mannes, „Legion ist mein Name, denn wir sind viele“, trägt die Literatur die Vielfalt und die Verwandlung in sich.

Vielleicht wäre es an der Zeit, solche Differenzverfahren als Teil unseres europäischen Erbes zu betrachten. Was, wenn Europa keine Seele gegeben werden müsste, die der Kontinent schon in aller Fülle und Vielfalt hat? Sondern sein geheimes Name „Legion“ lautete?

Dann wäre die Union am ehesten dazu berufen, Unterschiede als etwas Verbindendes zu pflegen. Oder um es mit einem verstorbenen ungarischen Freund, Imre Kertész, zu sagen: Sie wäre die Hüterin einer Glückskatastrophe.

Dasselbe auf Englisch, bitte

Nach kurzen zwölf Jahren ist die Euphorie fast ganz verloren. Über die befreiende Wirkung schwindender Grenzen, den modernen Garten Eden und die kostbare Arbeit der Übersetzer.

Márta Nagy Lajos Adamik

Wir werden die Euphorie nie vergessen: das Glücksgefühl auf der ganzen Fahrt mit unserem österreichischen Freund nach Selmecbánya / Banská Štiavnica / Schemnitz, nur ein paar Tage nach dem EU-Beitritt Ungarns und der Slowakei; die befreiende Wirkung der schwindenden Grenzen, das Aufgelöstsein bereits in Budapest während der Beitrittsfeierlichkeiten, die fröhlichen Menschen auf der mit Gras belegten Freiheits- und der Wasserkaskaden in die Donau sprühenden Elisabethbrücke oder den dynamischen Kurzauftritt einer Malteser Popband namens Beangrowers, die insofern auch aus Ödenburg hätte sein können – wo man ja einst die deutschsprachigen Stadtbauern Poncichter genannt hat.

Nach kurzen zwölf Jahren ist von dieser Euphorie nicht viel geblieben. Trotz abermaliger Erweiterungsrounds und weiterer Beitrittspläne kann einem derzeit eigentlich nur noch bange sein um die Zukunft des fragilen Konstrukts eines vereinten Europas. Statt an diesem Konstrukt eifrig weiterzubasteln, es nach außen zum starken Schild, nach innen zu einem modernen Garten Eden formen zu wollen, sollen wir, heißt es inzwischen, unseren Blick vom sterbenden Westen abwenden und ihn besser am sagenhaften Orient orientieren. An Ländern, deren Staatsoberhäupter offensichtlich nicht viel von solchen europäischen Errungenschaften wie demokratische Entscheidungsprozesse, starke Zivilgesellschaft oder Pressefreiheit halten.

Eine komische Landkarte

Bis zur Ankunft der neuen Ideologie in den breiten Massen könnte es allerdings noch etwas dauern, sind doch in den letzten Jahren mehrere Hunderttausend Ungarn, Handwerker und gut ausgebildete junge Menschen vor allem, just Richtung Westen abgewandert. Was soll also nun mit der größten dieser Expat-Gemeinden werden, sollte sich England wirklich für den Austritt entscheiden? Müssen wir uns jetzt auch noch um ihre Geschnicke fürchten?

Das würde überhaupt eine komische Landkarte abgeben, die einer EU ohne die britischen Inseln, dafür vielleicht mit einem großen Fleck Asien. Brüssel würde dadurch ganz an den Westrand rücken, und die Mitte müsste man dann womöglich auf dem Balkan suchen. Bis dahin könnte es aber auch noch eine Weile dauern, und ganz diskussionsfrei, wie sich das manche vielleicht wünschen, wird das auch nicht gehen. Provokieren doch die nationalen Werbekampagnen der ungarischen Regie-

rung, im letzten Herbst gegen die Migranten, momentan gegen Brüssel und die Migrantenquoten, zu den geistreichsten Gegenentwürfen. „Das wird auch von Brüssel bezahlt“, hieß eine Antwort auf den Aufruf, der derzeit landesweit auf strahlend blauen Billboards verkündet wird und dem zufolge „wir“, wer das auch immer sein mag, eine Botschaft an Brüssel richten sollen.

Der noch lakonischere Kommentar „Same in English“ wies auf den peinlichen Fehler der vom Amt des Ministerpräsidenten beauftragten Agentur hin, ein Plakat mit Informationen zu Bauarbeiten im Burgviertel mit der englischen Übersetzung der Anweisung zur Übersetzung statt mit der englischen Übersetzung des Plattatextes selbst drucken und aushängen zu lassen. Das könnte dann schon eher unsere Botschaft an Brüssel werden: dass wir uns ein Europa wünschen, wo selbst die panonischen Handwerker so gut Englisch können, dass solche Blamagen auch noch während des Aushängens verhindert werden können.

Wein, Brot und Wissen teilen

Wenn wir schon beim Thema sind: Zwischen Ost und West, zwischen Nord und Süd hin und her reisend, sich mal in Loores, mal in Straelen, mal in Arles, mal in Balatonfüred vereinigend, ihr ganzes Leben und Können eifrig dem kulturellen Austausch, dem Stiften von Weltliteratur widmend, wochenlang beherrlich nach dem richtigen Ausdruck suchend, sich dabei, da ab ovo unkorrumptierbar, niemals um fette Gewinne kümmernd, dafür Wein und Brot wie auch ihr kostbarstes Wissen stets selbstlos teilend, demonstrieren ausgerechnet die Übersetzer seit Jahrzehnten, wie ein barrierefreies Europa der Kooperation und Solidarität funktionieren könnte. So manche Branche, nicht nur die der Politiker, könnte getrost von ihrem Beispiel lernen.



MÁRTA NAGY (50) ist Beauftragte für das Kulturprogramm am Goethe-Institut in Budapest. 2015 gab die Expertin für deutsche Literaturwissenschaft mit Lajos Adamik das Dossier „Das andere Ungarn“ der Zeitschrift „Literatur und Kritik“ heraus. Foto: Zoltán Kerekes



Das ungarische Parlamentsgebäude, das sich in Budapest über 268 Meter entlang der Donau erstreckt, hat so viele Türmchen wie ein Jahr Tage – es sind 365.



Der Veitsdom in Prag war die Krönungskirche der böhmischen Könige. In der Kronkammer werden die tschechischen Insignien (Wenzelskrone) aufbewahrt.

Foto: Getty Images / iStockphoto / New

Foto: Getty Images / iStockphoto / Sereida

Eine literarische Stimme aus Dänemark über europäische Mythen und Realitäten

Weil nicht einmal eine Insel eine Insel ist

Europa ist eine starke Erzählung. Wir müssen daran glauben, dass die Sonne das Beste für uns will. Über die Kraft der Poesie, den Umgang mit nationaler Identität und den Mythos als Falle und Öffnung in einen größeren Raum.

Josefine Klougart

Die Sonne geht über dem Meer auf. Der Vater steht auf, geht durch die Räume. Macht Kaffee in der Küche, macht alles bereit. Federn und Wachs und Faden. Wir müssen daran glauben, dass wir wegkommen können, wenn wir wollen. Wir sollen daran glauben, dass der Tag das Beste für uns bereithält. Die Sonne ist hartnäckig, wirft ihre Platten von Licht durch den Spalt unter der Tür, wie einen Brief. Dunkelheit ist die Hand, welche die Sonne aufzwingt, Finger für Finger, zeigt uns, was die Natur die ganze Nacht so fest in der Hand hielt. Er geht zum Bett, wo seine Tochter liegt und schläft. Er greift nach dem Handgelenk des Mädchens, öffnet ihre Hand, einen Finger, den nächsten. Die Strahlen der Sonne schneiden den Raum in dünne, fast transparente Schichten. Die Nägel sind etwas länger als gestern, etwas länger als letzte Woche, die Linien in der Hand des Mädchens sind die gleichen wie immer. Mitten in der Hand liegt eine Feder und wippt, gepeitscht wie ein Baum draußen auf der ausgetrockneten Ebene der Insel, durch die Feuchtigkeit und die Wärme aus der Hand gekräuselt. Eine Feder, die niemanden mit sich forttragen kann.

Das Mädchen öffnet die Augen und sieht zu seinem Vater auf. Er spürt den Blick seiner Tochter stechend auf seiner Haut wie die Sonne, und wieder denkt er an das, was plötzlich so wichtig erscheint: Wir müssen glauben, dass unsere Eltern nur das Beste für uns wollen. Er bewegt seine Augen nicht von der Hand des Mädchens weg. Die Hand liegt auf dem Bett und leuchtet. Die Feder in der Hand leuchtet. Ich kann dich hier rausholen, flüstert der Vater seiner Tochter zu. Sie schließt ihre Hand um die Feder. Und er sieht nach unten auf das Gesicht seiner Tochter, und seine Tochter hebt ihr Gesicht zu ihrem Vater, wie man sein Gesicht zur Sonne im April hebt oder wie man es zu Boden wendet, wenn man im Schnee vorwärtsgeht.

Federn und Wachs und Faden

Der Vater steht auf, geht durch den Raum. Die Sonne strahlt in den Raum hinein wie ein Schwert in einer Säbelkiste. Das Mädchen folgt ihm. Die Strahlen sind rostig, blutbespritzt, als sie das Gesicht des Mädchens erreichen. Heute reisen wir, sagt er zu seiner Tochter hinter ihm. Die Tochter antwortet ihm nicht, schließt einfach wieder die Hand und drückt die Feder. Federn und Wachs und Faden. Sie ist die Tochter ihres Vaters, kein Kind und kein Erwachsener. Sie ist im mythologischen Sommer, dem mythologischen Keil aus Licht und Sand und dem Geruch von warmer Haut, wie unter der Brust einer Amme. Heute müssen sie weg, jeder für sich. Wir müssen daran glauben, dass die Sonne das Beste für uns will.

Sie stehen auf dem Balkon in der harten Sonne. Das Meer braust unter ihnen und ist grau, als ob die Wellen die Felsen in Stücke schlagen, indem sie sich ihren Weg in sie hineinfressen. Streck deinen Arm aus, sagt der Vater. Das Mädchen steht in einer weißen Bluse, sie hat einen Glitzerschmetterling auf der Brust, es ist die schönste, die sie hat. Sie streckt ihre Arme aus. Der Vater wickelt den Faden um ihre Schulter und ein wenig nach unten den Arm entlang, zieht eine Reihe Schwungfedern auf den Draht und wickelt sie fest an den Arm. Befestigt sie. Dann gibt er Wachs auf die Federn, befestigt mehr Federn an den Federn, legt eine neue Schicht Wachs darauf und befestigt eine neue Schicht Federn. Seine Hände zittern. Das Mädchen kaut Kaugummi. Das stille Kauen ist ein Tierherz, das frei in einer offenen Brust liegt. Das Herz in der Brust pumpt unter der Sonne. Der Vater will zuletzt einige Federn an die Hände der Tochter heften. Er bittet sie, ihre Hände zu öffnen. Sie zögert. Muss ich, fragt sie sanft, wie wenn man leise über ein schlafendes Kind hinweg spricht. Der Vater nickt, und obwohl das Mädchen ihn nicht sehen kann, weil er mit Gesicht und Rücken zum Meer gewandt steht, kennt sie die



Die Kleine Meerjungfrau ist nur 125 Zentimeter hoch. Vorbild für die Bronzefigur in Kopenhagen war das gleichnamige Märchen von Hans Christian Andersen.

Antwort und lässt los. Die weiße Feder fällt aus ihrer Hand und schwebt nach unten, entlang ihres Körper, landet auf dem Marmorboden, wo sie sich leicht auf die grauweiße Haut des Marmors legt, wie wenn man versucht, auf dem Meer zu liegen.

Jeder Mythos ist gleichzeitig eine schicksalsschwangere Falle und eine Öffnung hinein in einen größeren Raum. Den Raum erweitern wir durch kritisches Denken, durch Poesie und Reflexion. In die Falle gehen wir, wenn wir den Mythos als Betäubung und als Argument für ein weiterhin zurückgelehntes Insistieren benutzen, dass wir alles im Griff haben. Eine mythische Erzählung lockt damit, privilegiert zu sein durch die Norm oder Wahrheit, die „aus ihr leuchtet“. Es gibt etwas im Mythos, das die Details und die Komplexität verdrängt, er widerspricht sich selbst nicht, und erfordert daher in besonderem Maße den Widerspruch und die Nuancierung, die so notwendig sind und die dem verführten oder ängstlichen Menschen so schwerfallen. Daher bieten wir den Mythen nicht den Widerstand, den sie benötigen, und aus demselben Grund fallen sie nie vor unseren Augen zusammen. Stattdessen bewegen sich

DÄNEMARK

diese privilegierten Erzählungen wie Zombies vorwärts durch die Zeit, unantastbar.

Die Mythen können genutzt werden als Anlass für kritisches Denken oder für das genaue Gegenteil – als eine bequeme Ausrede dafür, nicht zu denken. Wir kennen das Problem vielleicht am besten aus der Familie. Jede Familie hat ihre gemeinsam angenommenen Erzählungen, die man bei jeder Gelegenheit wieder abstaubt, indem man einfach die Geschichte wiederholt. Die Verweise werden immer subtiler und impliziter, schließlich muss man nur ein Wort sagen und versteht. Jedes einzelne Kind, ein jeder junge Mensch muss den größten Teil seines Lebens damit verbringen, diesen Erzählungen zu widersprechen, sein Recht in Anspruch zu nehmen, zu nuancieren und Fragen zu stellen am Ausgangspunkt dieser Erzählungen. Der Ausgangspunkt für und die Perspektive in diesen Erzählungen.

Die Erzählung meiner eigenen Familie über mich war lange Zeit, dass ich zu zerbrechlich war für diese Welt, dass ich zugrunde gehen würde, wenn nicht jemand auf mich aufpasst, eine Mutter oder später ein Mann. Und lange Zeit sah es auch so aus, lange war es möglicherweise auch wahr, doch niemand stellte die Erzählung infrage, weil sie eine Reihe von Problemen sehr effizient löste. Sie befriedigte die mehr oder weniger erkannten Bedürfnisse und Wünsche einer Reihe von Menschen. Und für mich repräsentierte sie eine solide Identität, die mitten in den ersten existenziellen Erfahrungen der Unbeständigkeit aller Dinge und der instabilen Natur der Gefühle sehr verlockend wirkte. Eine Abkürzung zu einer Identität, die man als junger Mensch in einem schönen Paket zu bekommen er-

träumt, wie eine Puppe, deren Glieder an einem Pappkarton mit einem gemalten Horizont mit kleinen Metalldrähten befestigt sind. Eine Anordnung, die zu jeder Zeit die Puppe wie ein Mädchen aussehen lässt, das aufrecht steht, egal ob man es auf den Kopf stellt oder in die Luft wirft. Die Erzählung hält die Welt um sich herum an ihrem Platz und das Individuum fixiert in etwas, das einer stabilen Identität ähnelt, gleichzeitig hält die Erzählung auch jene zwei Dinge auseinander: die Welt und mich. Vor diesem Hintergrund hat es lange gedauert, bis ich die Erzählung infrage zu stellen wagte.

Die Probleme Europas werden in diesen Jahren in Bildern und Sprachen ausgedrückt, die jenen der Mythen gleichen. Menschen, die gemeinsam gehen, werden zu Strömen oder Horden und eben gerade nicht zu Individuen oder Menschen. Nationale und religiöse Identitäten werden hervorgezogen wie große weiße Leinwände, deren Hauptmerkmal es ist, jeden in ihrer Nähe zu blenden, damit man die Nuancen nicht erkennen kann. „Wir Dänen“, „Ihr Muslime“, „Wir Europäer“. Ich glaube, dass dieses Problem strukturell gesehen das gleiche ist wie in der Familie, im Privatleben und in den Gesellschaften – so wie ich auch glaube, dass dieselbe Kur in allen Fällen gilt: Nuancierung durch Konkretisierung.

Man muss die Erzählungen konkretisieren, durch die wir die Welt sehen. Wir müssen die Frage stellen, was Zerbrechlichkeit ist. Wir müssen fragen, welche Stärken in Empfindsamkeit liegen können. Wir müssen fragen, was „Frankreichs Seele“ ist – ein Kochbuch, Freiheit, Pernod? Was ist es genau, das wir vor uns sehen, wenn wir von Europäern sprechen? Wir müssen uns fragen, was das genau ist, wovon wir Angst haben, wenn wir sagen, dass die Wohlfahrtsstaaten den Flüchtlingsdruck nicht bewältigen können. Wie werden wir genau zusammenbrechen, unter welchem Gewicht und wann? Das ist der einzige Weg, wie man sich selbst entgegenkommen und seine eigenen Ängste ernst nehmen kann.

Als Pia Kjærsgaard (Dansk Folkeparti) im Jahr 2014 gebeten wurde, zu erklären, was dänisch zu sein bedeutet, sagte sie: „Das hat man in meiner Kindheit und Jugend nie gefragt, damals war man einfach dänisch. Wohlfahrt ist wichtig, das sind aber auch die Jahreszeiten, die Natur, es sind die neuen Kartoffeln, Erdbeeren mit Sahne und die jütländische Westküste.“ Und: „Dänisch zu sein ist etwas, das man in sich selbst fühlt. Es ist schwierig zu definieren, aber es ist ein Gefühl davon, dass ich froh bin, dänisch zu sein, und vielleicht nicht so froh über Pakistan und Rumänien.“

Das Zitat ist beispielhaft in seiner Demonstration des Problems mit einem mythologischen Umgang mit so etwas wie nationaler Identität. Es zeigt, dass es absurd ist, Identität zu definieren als a) etwas Stabiles und b) etwas Gemeinsames. Es ist und bleibt eine persönliche Angelegenheit, aus der man nicht eine allgemeine Regel oder ein Gesetz wofür auch immer ableiten kann.

Eine nationale Identität kann nicht darin ausgestanzt werden, ob man Erdbeeren mag oder das Privileg hatte, neue Kartoffeln zu kosten. Dänisch zu sein kann immer nur etwas mit der Staatsbürgerschaft zu tun haben. Dänisch ist jeder, der einen dänischen Pass hat. Und mit der gleichen Gültigkeit können wir uns dänisch fühlen, und mit gleichem Gewicht sind wir daran beteiligt, zu definieren, was es bedeutet, dänisch zu sein. Eine nationale Identität kann nie etwas anderes sein als die Summe der Identitäten der dänischen Staatsbürger. Etwas, das wieder so instabil ist, wie nur irgend etwas sein kann. Im Gegensatz zur Staatsbürgerschaft.

Wem gehören die Erdbeeren?

Umgekehrt muss man ja die Aussage von Pia Kjærsgaard willkommen heißen: Denn es ist ja wirklich fein, die Karten auf den Tisch gelegt zu bekommen. Erdbeeren und Kartoffeln und Jahreszeiten und ein Gefühl im Bauch. Wenn wir konkret werden, bekommen wir die Gelegenheit, zu erfahren, wie zufällig dieses abstrakte Gefühl beschaffen ist. Wie privat das Gefühl ist.

Paradoerweise geschieht es genau dadurch, dass man dem einzelnen Bürger die Frage stellt, die hier Pia Kjærsgaard gestellt wurde, dass man entdeckt, wie alles miteinander verbunden ist. Nationen, Kulturen und Gesellschaft, Menschen. Denn wem gehören die Erdbeeren? Woher kommt jetzt die Kartoffel, was das nicht aus Spanien und so weiter? Und vielleicht werden wir dann daran erinnert, dass es Gedanken gibt, Erfahrungen, Probleme, die nationale Grenzen überschreiten. Es gibt Pflanzen, die ursprünglich aus anderen Ländern kommen als jenem, in dem sie jetzt nationale Symbole sind.

Europa ist eine starke Erzählung, und es fordert von uns, dass wir ständig einen neuen kritischen Blick auf diese Erzählung werfen. Europa ist letzten Endes die Europäer. Jene, die einen europäischen Pass haben.

Die Gefahr besteht darin, dass wir es nicht schaffen, unsere Erzählungen über uns selbst und „die anderen“ zu nuancieren. Es geht um den Mut, uns selbst und einander zu fragen, was wir genau damit meinen, dänisch zu sein, und was wir mit der europäischen Volksseele meinen. Und vielleicht noch wichtiger: Wie möchten wir, dass sie in der Zukunft aussieht? Was genau meinen wir, wenn wir sagen, dass wir die Situation dieser Menschen verstehen und bedauern? Was meinen wir genau, wenn wir über die Demokratie als Wert sprechen – sie ist wohl in erster Linie ein parlamentarisches System. Wie genau sehen die Bilder aus, die unsere Angst vor dem „Zusammenbruch unserer Gesellschaft“ nähren?

Man könnte sich selbst, als Europäer, fragen, ob es andere Probleme als die Flüchtlinge geben könnte, die vielleicht eine genauso bedeutsame „Bedrohung“ sein könnten. Könnte man sich vorstellen, dass Teile des Finanzsektors eine tickende Bombe unter dem Wohlfahrtsstaat sind? Könnte es sein, dass der Mythos von der Notwendigkeit des kontinuierlichen Wachstums eine reellere Herausforderung für Europa ist?

Jede Erzählung, die mythologischen Charakter annimmt, ist verдумend in dem Umfang, wie sie nicht als Anlass genutzt wird, kritisch zu denken. Die Nationalmythen werden missbraucht für Ausgrenzung und Verschönerung, statt als Anlass genommen zu werden, aktiv dazu beizutragen, ein modernes Europa neu zu denken, das zum Glück nie eine Insel wird – weil nicht einmal eine Insel eine Insel ist.

Übersetzung aus dem Dänischen von Margit Sramek-Olsen und Per Olsen



JOSEFINE KLOUGART (31) studierte Geschichte und Literatur in Aarhus und besuchte die Danish Writer's School in Kopenhagen. Ihr Debütroman „Stigninger og fald“ („Rise and Fall“, 2010) wurde mit dem Danish Royal Prize for Culture ausgezeichnet. Foto: Sofie A. Klougart

Eine literarische Europa-Kritik aus Österreich

Licht am Horizont.

Wieder bricht der Widerspruch auf. Ich soll Europäerin sein, werde aber wieder als Österreicherin beurteilt. Über altmodischen Nationalismus, den patriarchalen Anspruch der EU und ein ethisches Ziel für Europa.



Foto: Matthias Cremer

Der dominierende der vier Türme des Stephansdoms in Wien ist der Südturm mit 136,4 Meter Höhe, in dem sich 13 Glocken befinden. Kein Kirchturm in Österreich durfte höher sein als dieser. Darum misst der Mariä-Empfängnis-Dom in Linz zwei Meter weniger. Im Nordturm der gotischen Domkirche St. Stephan zu Wien läutet die berühmte Pummerin.

Marlene Streeruwitz

In Europa treten Erscheinungen zu Tage, die auf das Erstarken neuer Faschismen verweisen. Immer aber ist es die Wirtschaftspolitik der „alten“ EU, die als Grundlage für diese Erscheinungen angesehen werden muss. Die „Flüchtlingskrise“ wurde zur reaktionären Identitätskrise der Europäer und Europäerinnen. Wieder bricht der Widerspruch auf. Ich soll Europäerin sein, werde aber als Österreicherin beurteilt. Warum kann ich nicht die viel freundlichere Flüchtlingspolitik der Schweden unterstützen und mich für diese Angelegenheit denen anschließen, die meine Politik vertreten.

Ich kann mich noch gut erinnern, wie die „Maßnahmen“ der EU im Jahr 2000 anlässlich der Schlüssel-Haider-Koalition einen altmodischen Nationalismus wieder aufleben ließen. Mit einem Mal war die politische Vielfalt der Wähler und Wählerinnen vergessen und Österreich war durch den Eingriff der Kommission wieder zur Nation gemacht worden. Das funktionierte damals schon ganz nach dem Muster des Umgangs mit Griechenland. „Bringt Euren Staat in Ordnung. Dann reden wir wieder mit Euch.“ Alle Bürgerinnen und Bürger werden in die Haftung für den Staat genommen. Ob sie mit verursacht haben oder nicht. Das politische Spektrum ist ausgelöscht.

Nun. Wir wissen heute. Wir wussten das damals auch schon. Diese Maßnahmen gegen Österreich scheiterten, weil da schon längst der wirtschaftlichen Union vor der politischen Union der Vorrang eingeräumt gewesen war. Die Maßnahmen gegen Griechenland können aufrechterhalten bleiben, weil sie über wirtschaftliche Interventionen funktionieren und nicht wie gegen Österreich 2000 weltanschauliche Differenzen betreffen. Die EU ist nach den Finanzkrisen an einem ähnlichen Punkt angekommen, der die europäischen Nationalstaaten nach dem Ersten Weltkrieg in die Krisen warfen. Die Enttäuschung der Bürger und Bürgerinnen über den finanzpolitischen Weg der EU führt zu ähnlicher

Unzufriedenheit wie das schon für die Nationalstaaten im 20. Jahrhundert so schicksalhaft gewesen war.

(Im Grunde verläuft alles dieser geschichtlichen Logik entlang. Nach dem 2. Weltkrieg waren die Nationalstaaten weitgehend in den Grenzen des Wiener Kongresses wiederhergestellt. Die niedrigeren faschistischen Rassenideologien wurden in den zwei Sphären des Kalten Kriegs durch Demokratie oder Realsozialismus ersetzt. Heute. Am Ende der Nachkriegszeit.

Der Umbau der Gesellschaften durch die neoliberale Globalisierung und die IT-Revolution verlief je nach Staat und kulturellen Erbschaften aus dem 20. Jahrhundert zwar unterschiedlich und nach je eigenen Zeitmaßstäben. Die Machtwechsel in den postsozialistischen Staaten wur-

ÖSTERREICH

den aber für neue Korruption auf allen Ebenen benutzt. Andere Eliten suchen sich zu etablieren. Die Ukraine ist so das Modell zeitgemäßer Machtansprüche.)

Die EU kann eben nur vertikale Hierarchien platzieren. Statt sich mit dem Setzen von allgemeinen Standards und deren Einhaltung zu begnügen, hat sich eine Bürokratie des Details entwickelt. Durch das Verhalten der EU gegenüber Griechenland wird jedem und jeder der altmodisch patriarchale Anspruch der EU verdeutlicht. Die EU-Mitgliedsstaaten tragen vor der Kommission ihre alten Geschwisterproblematiken aus. Statt sich auf eine gemeinsame Grundcharta verpflichtet zu fühlen, muten sich Staaten Dominanzen zu, die wiederum die Leben aller Personen in anderen Mitgliedsstaaten betreffen.

Nun stimmt die Beschreibung der Bürger und Bürgerinnen heute großteils nicht mehr mit der nationalstaatlichen Definition des 19. und 20. Jahrhunderts überein. Die EU selbst hat reale Veränderungen auch darin mit sich gebracht. Die Mehrzahl der Europäer und Europäerinnen sehen sich demokratisch und international und

wollen dennoch viele Angelegenheiten ihrer Region entsprechend geregelt sehen. Die Regionen stimmen wiederum nicht mit den Nationalstaaten überein. Wenn es eine demokratische Zukunft Europas geben soll, dann müssen auch horizontale Entscheidungsstrukturen eingerichtet werden. Lokalpatriotismus und europäische Gesinnung dürfen kein Widerspruch sein. Und. Die Koalitionen Gleichdenkender müssen ebenfalls über die Nationalinteressen hinaus ausgedrückt werden können. Heute sind wir angehalten, europäisch selbstverständlich international zu wirtschaften und in unseren Lebenswelten sollen wir nationalstaatlich reduziert entscheiden. Die Europäische Union muss ihren altmodischen Innenimperialismus verlernen und mit Hilfe horizontaler Strukturen demokratischer werden. Eine Stärkung der Demokratie europäischer Art sollte das sein. Und. Eine Bestätigung kultureller Identitäten ist nötig, die sich nicht mehr nationalistisch durch Ausschluss anderer Geltung verschaffen müssen. Wenn eine europäische Demokratie die Voraussetzung für die Vielfalt der Identitäten wäre, könnten den Rassisten entschieden entgegen getreten werden. Europäer und Europäerinnen könnten dann in den mitverursachten humanitären Krisen helfend eingreifen. Solche Hilfe sollte Bestandteil der europäischen Identität sein. Und selbstverständlich so. Es kann nicht sein, dass europäische Politik ohne jeden ethischen Anspruch gedacht wird. Ohne ein ethisches Ziel kann es keine Gemeinschaft geben. Die so deutlich ausgedrückte Unzufriedenheit der Bürgerinnen und Bürger lässt auf ein Defizit darin schließen.



MARLENE STREERUWITZ (65) ist eine österreichische Schriftstellerin und Regisseurin. Sie studierte Slawistik und Kunstgeschichte und publiziert seit 1986 Romane, Theaterstücke und Essays. Sie lebt in Wien, London und New York. 2014 erschien der Roman „Nachkommen“ (S.-Fischer-Verlag). Foto: Corn

Ein Europa-Bild aus schwedischer und eines aus belgischer Sicht

Richard Swartz

Europäisch fühle ich mich erst auf Besuch in Amerika oder in Israel (wenigstens während der letzten 25 Jahre). Nicht in Europa. Erst in Amerika entdeckte ich, dass ich manchmal mehr mit einem Albaner als mit einem Amerikaner gemeinsam habe, ein Gedanke, oder eher ein Gefühl, das mir zu Hause kaum eingefallen wäre. In Europa bleibt mir Albanien fremd, in Amerika wird es zu etwas Vertrautem.

Es kommt vor, dass ich darüber nachdenke, was wirklich typisch europäisch ist. Sehr viel kann ich da nicht aufzählen: ein Streichquartett vielleicht; einen guten Château-Wein; ein KZ. Und dann vielleicht einen Vogel, die Amsel, über ganz Europa verbreitet, aber sonst auf dieser Welt kaum vorhanden, höchstens als ausgesprochene Seltenheit. Diesen Vogel findet man aber sowohl in Goethes Wald wie in den Hinterhöfen jeder europäischen Großstadt. Ein schwarzer, unansehnlicher Vogel, doch ein wunderbarer Sänger, zu buchstäblich halsbrecherischen, melancholischen Improvisationen fähig, als Wappentier Europas bestens geeignet.

SCHWEDEN

Dennoch – vier Merkmale für das typisch Europäische sind nicht sehr viel. Und es war doch noch etwas da, was ich aber inzwischen vergessen habe, und wahrscheinlich ist ebendiese Vergesslichkeit auch ein europäisches Merkmal.

Hat dieses Europa Zukunft? Sicher. Aber sicher ist wohl auch, dass Europa mehr Vergangenheit als Zukunft hat, dass wir zum Teil an dieser Vergangenheit festkleben, die wir vergessen haben, gerade um uns mit der Zukunft zu befassen. Und dauernd fragen wir uns, wer wir sind, obwohl wir hätten wissen müssen, woher wir kommen.

Unlängst war ich in St. Petersburg (Ist Russland Europa? Vielleicht ab und zu oder fleckenweise, aber ohne richtige Überzeugung), um über Europa zu diskutieren, was für gewöhnlich mit Verwirrung und ebendieser Frage, wer wir eigentlich sind, endet. Eine kluge amerikanische Historikerin – sie weiß mehr über Europa als wir Europäer – hat mich gefragt, warum wir uns in Europa immer wieder diese Frage stellen. Wer sind wir?

In Amerika stellen wir uns diese Frage nie, sagte sie.

Jawohl – ich bin ein Europäer. Aber was bedeutet es?

Warum fragen wir uns in Europa immer: Wer sind wir? Über europäische Fremdheit und Vertrautheit, Vergessenes und Verdrängtes und selbstzerstörerische Extravaganz.



Das Stockholmer Schloss, ein Barockbau, wird nicht mehr bewohnt, sondern dient dem König vor allem im Rahmen seiner Pflichten als Staatsoberhaupt Schwedens.

Foto: iStock / Tomas Sereda

Ich habe ihr zugestimmt. Die Frage „Wer sind wir?“ ist eine sehr europäische Frage, keine amerikanische und, wie ich vermute, auch keine chinesische. Diese kluge junge Dame, die mehr über Europa als die Europäer weiß, wird aber nie – wenn sie es aus irgendeinem Grund vorhätte – zu einer Europäerin werden. Zum Amerikaner kann man werden, Europäer aber ist man – oder man ist es nicht. Auch sie weiß das. Ich auch. Und es wurde mir in St. Petersburg wieder einmal bestätigt, als ich dort mit ihr zusammen gegessen habe und sie auf amerikanische Art und Weise das Messer nur zum Schneiden verwendete und dann zur Seite legte, um ausschließlich die Gabel beim Essen zu verwenden. Wenigstens seit Norbert Elias wissen wir, dass ein Europäer mit Gabel und Messer speist.

Und dennoch fragen wir uns ständig, wer wir sind. Das gab mir zu denken. Und ich dachte, es muss wohl mit den beiden Weltkriegen zu tun haben, eigentlich europäischen Bürgerkriege, wenn Europa Hand an sich selbst gelegt hat. Wer sonst auf dieser Welt hat so etwas getan? So gründlich und fast vernichtend? Auch das ist wohl etwas für uns Typisches und Einzigartiges, eine Art selbstzerstörerische Extravaganz. Und dabei ist Europa nur ein westliches Zipfelfchen, ein Vorhof der riesigen asiatischen Landmasse.

Leben im Provisorium

Diese fürchterlichen Kriege haben uns tief in unserem europäischen Bewusstsein geschadet und verunsichert. Klingt es düster? Aber es ist schon fast ein Mirakel, dass wir uns von diesem 20. Jahrhundert doch einigermaßen erholen konnten. Seitdem leben wir in einem Provisorium. Das heutige Europa – EU – war nur als Friedensprojekt möglich, und daran wird sich nichts ändern; nur so wird Europa bestehen können. Bloß scheint es mir, dass die jungen Europäer es nicht mehr wissen oder vergessen haben.

Oder sie haben es verdrängt – denn auch Sigmund Freud, wir dürfen es nicht vergessen, wäre ohne Europa völlig undenkbar.



RICHARD SWARTZ (70) ist schwedischer Autor und Osteuropa-Korrespondent, seit 1976 Wohnsitz in Wien. Schreibt seit 2009 Kommentare im „Dagens Nyheter“, seit den 1990ern Belletristik, z. B. „Wiener Flohmarktleben“ (Zsolnay 2015).

Foto: Kirchgessner/laif/picturedesk.com

Der Roboter an der Klippe

Was damals böse Ahnung war, ist heute Realität. Die Burg ist errichtet, die EU trägt schamlos barbarische Züge zur Schau. Über die Verheißung immerwährenden Friedens, neue Kriegsfronten und ein Nachdenken über das Ende des Spektakels.

Bruno Kartheuser

Das europäische Projekt befindet sich, sachlich betrachtet, an der Klippe“, schrieb Robert Menasse 2013, lange vor dem britischen Wahlgang. Es sei fünf vor zwölf. Heute ist diese Erkenntnis Gemeingut geworden und drängt die gebetsmühlenhaften Argumente der ersten Jahrzehnte – Friede, Wohlstand, Freizügigkeit, Wirtschaftsstärke usw. – an den Rand.

Es ist wahr, die europäischen Kernländer haben jetzt schon mehrere Jahrzehnte lang keinen Krieg mehr gegeneinander geführt. Aber dieselben Länder mischen heute an unzähligen Kriegsfronten mit, zumindest die, die zum Kriegerverein Nato mit seinen 28 Ländern zählen, unbekümmert um die theoretische Möglichkeit, dass das Pendel auch einmal zurückschlagen könnte. Neben der Garantie für den immerwährenden Frieden nach bösen Kriegen stand die Verheißung des allgemeinen Wohlstandes verbunden mit sozialer Sicherheit auf dem Giebfries der neuen Konstruktion. Doch wer zählt die Millionen Menschen im Reich der 28 EU-Staaten, die um ihr Grundrecht auf Arbeit betrogen werden und tief genug auf der sozialen Leiter stehen, um auch dieses Versprechen als vollmundige Lüge zu empfinden! „Europa verarmt“, titelt der Spiegel. Betrachten wir die Krise im Finanzbereich, wo Banken und Spekulanten die gewählten Regierungen ausgehebelt haben, ein Test

dafür, wie ohnmächtig die demokratischen Strukturen gegenüber der Macht der Großfinanz sind.

Und die Freizügigkeit gar, die universale Mobilität, wie arg geschunden sieht sie aus mit den Massen von Flüchtlingen, die Sicherheit und Überleben suchen, die aber manu militari und mit Zäunen und Mauern an den Grenzen der (vermeintlichen) Wohlstandsfestung zurückgeworfen werden. Selbst mit Canaillen und Diktatoren verständigt sich der europäische Block, um die Flüchtlinge

BELGIEN

erst gar nicht an die eigene Grenze gelangen zu lassen. Zehntausend Flüchtlinge sind seit 2014 im Mittelmeer gekentert und ertrunken.

Wie oft tauchte bei den Schönrednern die Beschwörung der Wertegemeinschaft auf, die sich in der Europäischen Union verwirklichte. Ich bekräftige meinen Satz von 2001: „Suspekt und bekämpfungswert wäre mir ein Europa, das mir einreden wollte, ich



BRUNO KARTHEUSER (68) ist Schriftsteller (z. B. Lyrik, Kurzprosa, Essays, Übersetzungen), Journalist und Historiker, seit 1982 Herausgeber der Literaturzeitschrift „Krautgarten – Forum für junge Literatur“ aus dem deutschsprachigen Teil Belgiens. Foto: Johannes Weber

hätte mit andern gemeinsam eine sogenannte Burg der Werte rund um unsere jeweiligen Unzulänglichkeiten zu errichten, im Trotz gegen die restliche Welt. Ein Europa, das Welt verhindert, wäre rigoros als eine Barbarei zu bekämpfen.“ Was damals böse Ahnung war, ist heute Realität. Die Burg ist errichtet und befestigt, die Europäische Union trägt schamlos barbarische Züge zur Schau. Die hehre Idee ist nach sechs Jahrzehnten so sehr verkommen, dass ein Nachdenken über das Ende des Spektakels legitim geworden ist. Die Ertrinkenden im Mittelmeer, die Zäune an der Südostgrenze, die angezündeten Flüchtlingsunterkünfte, die wuchernde Prekarität, die totalitäre Selbstbedienung der Banken, das Zündeln mit Kriegen außerhalb der Festung, die Entmündigung der Bürger – wie soll all das eine Wertegemeinschaft kennzeichnen!

Wie sollte man angesichts des heutigen Fiaskos nicht denjenigen recht geben, die auch diesen Versuch für gescheitert halten, weil die Grundlagen wirklich nicht tragen. Die Konzentration auf Finanz und Wirtschaft, ein nahezu belgisches Wirrwarr von Kompetenzen und Strukturen in den Entscheidungsgremien, ein Heer von normierenden Eurokraten, der zynisch verantwortete Bankrott der humanistischen Ideale, die Perspektivlosigkeit altgedienter Euroführer ohne Berufung und Ethos – diese trostlose Summe wäre bereits Grund genug, um auszusteigen. Die Entscheidung der Bri-

ten ist belanglos. Was schwerer wiegt, ist die alarmierende Befindlichkeit des schepfernden, untauglichen Mega-Roboters Europa. Man sollte ihn nicht zurückhalten, jetzt wo er dort an der Klippe steht. Das Heer der Propagandisten und Privilegierten wird die Rückkehr in die Steinzeit an die Wand malen. Sie werden sich nach anderen nähernden Krippen umsehen müssen. Das Auseinanderbröckeln dieses Molochs ist ein Fortschritt, wenn das Ungetüm im Begriff ist, selbst ein nationalistisches, identitäres, ausgrenzendes Gebilde im Weltkontext zu werden.



Das Atomium in Brüssel ist 102 Meter hoch, sechs der neun Kugeln mit je 18 Meter Durchmesser sind begehbar.

Foto: Reuters/Herman

Rumänische und polnische Anmerkungen zu Europas Zukunft

Der Gott des Erstickens

Wir Europäer sind heute der große Feind Europas. Über Götterdämmerung, die jahrtausendealte Geschichte der Entwurzelungen und Europas innere Gefahr.

Mircea Cărtărescu

Ich beginne mit dem Wichtigsten, was ich zu diesem Thema sagen kann: Ich liebe Europa. Es ist meine wahre Heimat und meine wahre Identität. Ich sehe mich als Schriftsteller Europas und bin, ohne andere Kulturräume geringzuschätzen zu wollen, stolz darauf. Ein Verfall oder eine Auflösung der Europäischen Union wäre für mich keine geopolitische Tatsache, sondern eine persönliche Katastrophe, wie eine Scheidung oder der Tod eines geliebten Menschen.

Dies ist der Grund, weshalb ich heute um das Schicksal dieser Welt so zittere wie um das Schicksal eines Ahnen, der mir das Leben geschenkt und mir alles beigebracht hat, was ich weiß. Und wie um mein eigenes Schicksal.

Ich beobachte das, was heute mit Europa geschieht, in einem Zustand der Unruhe und Depression. Welche Bedeutung hatte die griechische Krise, mit der der Wahnsinn begann? Warum ist Byron vor fast zweihundert Jahren in Missolonghi für Griechenland gestorben, und warum würde heute niemand mehr für Griechenland sterben? Ist es möglicherweise so, dass die Geschichte sich wiederholt, ironisch und absurd, als Farce? Ist es möglicherweise so, dass das, was Aischylos und Sophokles eingeleitet haben, nun von Tsipras und seiner Syriza zunichtegemacht wird, wie in einem Kreislauf des Aufstiegs und Niedergangs einer Welt? Überblendet die Götterdämmerung symbolisch das wirtschaftliche Drama des Alten Kontinents?

RUMÄNIEN

Russland fällt in der Krim ein, und niemand leistet Widerstand. Es könnte in die Republik Moldau oder die Länder des Baltikums einfallen. Es könnte in Finnland eindringen, das Land mit dem besten Bildungssystem der Welt (und wieder ist das Symbolhafte augenscheinlich). Die Vereinigten Staaten von Amerika sind weit weg, und Europa ist unfähig, sich allein zu verteidigen. Seit dem Zweiten Weltkrieg hat es noch nie eine so akute militärische Bedrohung gegeben. Aber was ist zu tun? In einer Kurzgeschichte von Bioy Casares nimmt der Schriftsteller Argentinien und Lateinamerika und schließt sie Europa an. Ich würde Europa an die Vereinigten Staaten anfügen und den Atlantik zwischen sie und Russland schieben. Ich frage mich, warum den Politikern eine so einfache Lösung nicht einfällt (ich lache gezwungen, um meine Angst zu vergessen).

Ich könnte mich in einem Zug befinden, der friedlich von Wien nach Salzburg fährt. Ich lese etwas von Doderer, und auf einmal vermischen sich meine Knochen, mein Fleisch, mein Blut mit dem Stahl, dem Aluminium, dem Glas des Abteils. Ich habe nicht einmal Zeit, meines Todes gewahr zu werden. Der islamistische Terror hat noch einmal zugeschlagen. Jeder der 750 Millionen Bewohner Europas ist eine Zielscheibe. Niemand ist mehr in Sicherheit. In Paris, in Brüssel, aber auch in Tirana oder Bukarest. Etwas Metaphysisches schwebt in der Luft, und auf einmal, wie bei einem Glücksspiel, bleibt es über dir stehen, und dein Schädel explodiert. Du stirbst, weil du Europäer bist, der Nachfahre Jesu und Sokrates', zweier Menschen, die Gewalt hass-



MIRCEA CĂRTĂRESCU (60) ist ein rumänischer Schriftsteller, der bis 1989 nur Poesie verfasste, er gilt als einer der bedeutendsten Vertreter des rumänischen Postmodernismus, über den er promoviert hat. 2016 erschien „Die schönen Fremden“ (Zsolnay). Foto: APA



Der Bukarester Triumphbogen wurde 1936 eingeweiht, ein erster Vorläufer wurde im Jahr 1878 aus Holz errichtet.

Foto: Getty Images / iStock / Sharrocks

ten. Schließlich ereignete sich, in einem eigenartigen Zusammenhang mit dem oben Erwähnten, auch die Flüchtlingswelle und überschüttete Europa mit der Armut, der Unterentwicklung und der Angst, die aus uralten und neuen Konflikten entstanden sind. Es ist das jüngste Ereignis in der jahrtausendealten Geschichte der Entwurzelungen, des Ertrinkens im Mittelmeer, des Austauschs von Elend zwischen Kontinenten, Kulturen und Ethnien.

In der Christus-Parabel geht der Phariseer am beraubten und geschundenen Menschen vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, während der Samariter ihn umorgt, weil er weiß, was es bedeutet, „seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst“. Die Flüchtlingskrise wäre Europas Chance gewesen, zu zeigen, dass es immer noch existiert, dass es immer noch durch eine Reihe standhafter Prinzipien vereint ist: Barmherzigkeit, Toleranz, das Recht auf Freizügigkeit, das Recht auf ein lebenswertes Leben. Wir sind dabei, jenen Menschen, die dringend Zuflucht benötigen, wie der Phariseer zu begegnen und dadurch am Sinn und Zweck unseres eigenen Seins Verrat zu üben.

Denn darum handelt es sich. Europa ist heute von allen Seiten gewaltig bedroht, aber keine der Gefahren ist mit der inneren Gefahr vergleichbar. Nicht die Russen, nicht die Islamisten, Einwanderer oder Griechen sind die größte Bedrohung, auch ist diese Bedrohung nicht wirtschaftlicher, politischer, ideologischer oder religiöser Natur. Die große Bedrohung Europas ist das Vergessen. Das vorsätzliche Vergessen dessen, was Europa bedeutet: eine unvergleichliche kulturelle und wissenschaftliche Erbschaft, die auf einer großen Ethik aufbaut.

Wir Europäer sind heute der große Feind Europas. Denn wir haben in den letzten Jahrzehnten willentlich unser Bildungssystem zerstört, wir haben absichtlich unsere Lebensprinzipien ausgehöhlt. Wir glauben nicht mehr an die Kultur und wissen nicht mehr, was uns zu Europäern macht. Die europäische Identität ist noch nicht Teil unserer Persönlichkeitsformel geworden. Von unserer Verwirrung und Unentschlossenheit profitieren alle anderen.

Ich liebe Europa. Der Beitritt meines Landes zur Europäischen Union ist das größte Ereignis in seiner Geschichte. Eine Auflösung Europas wäre für uns der Austritt aus der Zivilisation und aus der Geschichte. Und für mich als einen, der seine Luft sechzig Jahre lang geatmet hat, wäre es der Kniefall vor dem Kafka'schen Gott des Erstickens.

Übersetzung aus dem Rumänischen von Laura Balomiri

Ein Kontinent, zwei Logiken

Die EU ist eine der glücklichsten Erfindungen in Europas Geschichte. Über den verblassten Charme der EU, zwei europäische Geschwindigkeiten und die Logik der Konzerne sowie jene der Werte.

Stefan Chwin

Im heutigen Polen unterstützen rund 5,7 Millionen Wähler die national-konservative Regierung, deren euroskeptische Äußerungen in Westeuropa Sorge machen. Trotz vieler Vorbehalte sind jedoch 88 Prozent der Polen – wie jüngste Umfragen zeigen – für den Verbleib Polens in der Europäischen Union, sodass also kein Pöxit droht. Die Kritik richtet sich eher gegen die Funktionsweise der EU in ihrer derzeitigen Gestalt.

Als die Polen für den EU-Beitritt ihres Landes stimmten, war es ihnen im Grunde völlig egal, was für eine Union das eigentlich ist, wenn man damit nur dem sowjetischen bzw. russischen Machtbereich entkommen konnte. Heute ist der Charme dieser EU in den Augen vieler verblasst.

Die radikalen Vertreter der Regierungspartei stellen die EU nunmehr als Instrument eines „modernen Kolonialismus“ dar. Empörung bei einem beträchtlichen Teil der polnischen Gesellschaft ruft z. B. die Tatsache hervor, dass es in manchen Städten Polens keine einzige einheimische polnische Bank mehr gibt: Denn alle Banken sind in deutscher, österreichischer oder französischer Hand. Die erstarkende nationalistische Strömung macht sich dies sehr nachdrücklich als Argument zunutze und findet dabei die Unterstützung eines erheblichen Teils der Polen im Alter von 18 bis 30 Jahren. In diesen Kreisen herrscht die Überzeugung, die EU sei ein wirksames Instrument zur wirtschaftlichen Unterwer-

POLEN

fung schwacher Staaten durch mächtige ausländische Unternehmen mit Staatsbeteiligung, vor allem aus Deutschland, und dass Polen sich nach dem EU-Beitritt in ein Land verwandelt habe, wo westliche Konzerne nur noch „Montagehallen für Autos“ bauen und sonst nichts. Die polnische Regierung gibt mit schöner Regelmäßigkeit solche populistischen Slogans von sich, was sie aber zugleich nicht daran hindert, mit Stolz hervorzuheben, dass sie vor kurzem den Mercedes-Konzern dafür gewinnen konnte, eines seiner Werke in Polen anzusiedeln. So prallen in Polen populistisch-nationalistische Ideologie und harte wirtschaftliche Realitäten aufeinander.

Ein Großteil der Polen ist der Ansicht, dass die heutige EU die Spaltung des Kontinents in zwei Hälften mit unterschiedlicher Entwicklungsgeschwindigkeit verfestigt hat – wobei Westeuropa die ostmitteleuropäische Hälfte nicht als gleichwertigen Partner betrachtet. An dieser Auffassung ändert auch nichts, dass Riesensummen an EU-Fördergeldern zu einer nachhaltigen Verbesserung des polnischen Lebensstandards beigetragen haben.

Ein wichtiger Faktor im kollektiven Bewusstsein der Polen, durch den sich die be-

schriebenen Einstellungen erklären lassen, ist das Trauma, dass die Unabhängigkeit erst 1989 wiedererrungen wurde. Die Polen sind überaus empfindlich gegenüber jeglichem – realem oder vermeintlichem – Antasten ihrer politischen oder wirtschaftlichen Souveränität. Gleichzeitig ist bei ihnen die Zugehörigkeit zur EU fest mit der Hoffnung auf größere geopolitische Sicherheit des polnischen Staates verknüpft. Genau deshalb ist für sie ein Platz außerhalb der EU unvorstellbar. Ein beträchtlicher Teil der Polen – wie die Wahlergebnisse von 2015 ausweisen – wünscht sich jedoch, dass die EU politisch weiter rechts steht als derzeit, wogegen sich die in Polen weiterhin starken liberaldemokratischen Kräfte wehren. Mit Nachdruck wird auch die Notwendigkeit wirklich partnerschaftlicher Beziehungen zu den Westmächten betont. Für Empörung sorgt daher der Gedanke aufgezwungener Einwandererquoten, wobei diese Entrüstung gelegentlich die Form eines radikalen nationalistischen Egoismus annimmt, der vom christlich geprägten Geist der polnischen Kultur weit entfernt ist.

Ich selbst halte die EU für eine der glücklichsten Erfindungen in der Geschichte Europas. Selbst wenn es sich um eine nur unvollkommene Struktur handelt, so trägt sie doch in sich die Hoffnung auf einen Kontinent ohne Kriege, und es gibt wohl keine wichtigere Hoffnung als diese. Beeinträchtigt wird diese Struktur jedoch durch einen grundlegenden Konflikt; einander gegenüber stehen hier nämlich einerseits die eisernen Regeln des kapitalistischen Systems – mit seinem Leitprinzip der Gewinnmaximierung um jeden Preis und selbst auf Kosten der Schwächeren – sowie andererseits die schöne humanitäre und solidarische Ideologie der EU – mit ihrem Projekt gegenseitiger Partnerschaft, Hilfe und Unterstützung. Die Logik der Konzerne ist eine ganz andere als die Logik der Werte, die die Gründerväter als Basis der Union wollten. Die EU hat sich somit weit entfernt von einer Denkweise europaweiter Solidarität. Westliche Konzerne kaufen polnische Firmen manchmal allein, um potenzielle Konkurrenten auszuschalten. Handfeste Wirtschaftsgeschäfte sind oft wichtiger als z. B. die Freiheit der mitteleuropäischen Ukraine. Ich würde mir sehr wünschen, dass es der EU in Zukunft gelingt, diesen grundsätzlichen Konflikt zu lösen – zu unser aller Nutzen.

Übersetzung aus dem Polnischen von Wolfgang Coch



STEFAN CHWIN (67) ist ein polnischer Schriftsteller und Literaturhistoriker, der in Danzig lebt. Er gilt als poetischer Chronist der deutsch-polnischen Geschichte. 2015 veröffentlichte er „Ein deutsches Tagebuch“ (edition.fotoTAPETA). Foto: EPA/Dalmau



Die Sigismundssäule dominiert den Schlossplatz in Warschau. Sie erinnert an die Ernennung der Stadt zur Hauptstadt, aber auch an den Wiederaufbau nach 1945.

Foto: iStock/ewg30

Europäische Anmerkungen aus kroatischer Perspektive

Im Schatten der Freiheit

Europa wird angegriffen, und nichts ist so gefährlich wie ein Mensch, der von der Freiheit enttäuscht ist. Über Faschismus als generationsübergreifendes Phänomen, die Öffentlichkeit der Metropolen und die Macht der Ränder.



Foto: Getty Images / iStock / weltreisenderj

Im Amphiteater von Pula in Kroatien fanden in der Antike rund 23.000 Menschen Platz, um bei freiem Eintritt, aber auf streng nach sozialem Stand regulierten Sitzplätzen „Brot und Spiele“ zu erleben. Der römische Kaiser Vespasian, Auftraggeber des Kolosseums in Rom, ließ es erweitern, weil er damit einer aus Pula stammenden Geliebten einen Wunsch erfüllen wollte.

Miljenko Jergović

Europa vertrocknet und verwelkt wie ein Rosenblatt, das von Pflanzläusen (*Macrosiphum rosae*) befallen wurde. Es begann mit Ungarn und Litauen, setzte sich mit der Slowakei und Polen fort und geht in den letzten Monaten auch in Kroatien weiter. In Ostdeutschland, der ehemaligen DDR, vertrocknet Europa schon fünf- und zwanzig lange Jahre. Der Westen hat sich nämlich gründlich damit befasst, den Osten zu entkommunizieren, hat Lenin-Denkmal und Stadien für Weltfestspiele niedergerissen; östliche Architektur verschwand – selbst diejenige, die den Stempel „Bauhaus“ trug –

und mit ihr alle Anzeichen von Honeckers Sozialismus. Die Stasi-Akten wurden geöffnet, die Lusttration durchgeführt.

Über Nazismus allerdings wurde nicht geredet, ebenso wenig wie über rassistische und antisemitische Gefühle, die im Osten nicht einmal dann behandelt wurden, als man dies im Westen tat. Faschismus ist ein generationsübergreifendes Phänomen, es wird von der einen zur nächsten Generation weitergereicht und erwacht in den Seelen der Menschen, wann immer zentrale Herrschaftsgebilde es für randständig halten. Und es bewegt sich immer vom Rand in Richtung Mitte, wie die *Macrosiphum rosae*: Mussolini marschierte aus der tiefsten italienischen Provinz nach Rom ein, Hitler kam aus der Idylle des katholischen Örtchens Braunau am Inn, Francisco Franco hat die Eroberung Spaniens mit Gottes Hilfe, der Unterstützung der katholischen Kirche, einerseits und derjenigen Adolf Hitlers andererseits

von der Insel Teneriffa aus vorgenommen, jenem zukünftigen Tourismusparadies ... Und wann immer Faschisten in ihr jeweiliges Rom einmarschierten oder ihr Berlin erreichten, wunderte sich die Öffentlichkeit der Metropolen, wie und wieso diese Leute, die bis gestern noch an den Rändern standen, plötzlich so wichtig und mächtig waren – und waren in ihrer Überraschung sogar ein bisschen beleidigt. Es beleidigte sie die Banalität dieser Leute: Wäh-

KROATIEN

rend sich die Metropolenbewohner nämlich mit Ökonomie und Wirtschaft befasst hatten, mit dem Volkswohlstand und höherer Kultur, hatten sich diese Marginalen mit ihrem Faschismus beschäftigt.

Was ist das denn überhaupt, Faschismus? Das ist, wenn der Großteil einer Bevölkerung bei freien und demokratischen Wahlen eine Regierung wählt, deren Ziel es ist, die Demokratie abzusetzen. Nur in Ausnahmefällen wird der Faschismus durch einen zivilen oder militärischen Putsch eingesetzt: Das passierte zum Beispiel in Spanien oder in Chile.

Die Metropolenbewohner Roms

im Jahre 1923, die Berliner 1933 und die Wiener 1936 hatten ein Problem mit ihrem Egoismus. Sie hatten ein Problem mit dem aristokratischen, großbesitzerischen und kapitalistischen Bedürfnis, ihren Reichtum weiterhin zu vergrößern, auch dann, wenn es auf Kosten der Armen ging. Die Faschisten brachten dann diese wütenden, ungebildeten und rohen Armen aus der Provinz oder der Peripherie mit, damit sie im Namen eines nationalen kollektiven Sieges den Egoismus der Metropolenbewohner umstürzen konnten.

Das passiert auch heute wieder. Europa wird angegriffen. Man greift es von seinen Rändern her an, es rächt sich sein postkommunistischer Osten, der im letzten Vierteljahrhundert von der Freiheit enttäuscht wurde. Und nichts ist so gefährlich wie ein Mensch, der von der Freiheit enttäuscht ist. Nichts ist so zerstörerisch für seine Umgebung wie eine Gemeinschaft von Freiheitsenttäuschten.

Klein, stark und mächtig

Und beruhigen Sie sich bloß nicht damit, dass es sich um kleine, arme Staaten handelt, neben den großen und mächtigen. Ein von der Freiheit enttäushtes Kroatien ist viel mächtiger und stärker als ein freies Deutschland, Schweden oder Frankreich ...

Es ist falsch, wenn Großbritanniens Referendum als grundlegendes europäisches Thema behandelt wird. Wir sollten uns mit Ungarn, der Slowakei und Litauen beschäftigen. Wir sollten uns mit der Faschisierung der ehemaligen DDR befassen, mit Frau Petry in Dresden, die am liebsten auf Flüchtlinge schießen würde. Weshalb denn schießen? Ist Gas nicht viel effektiver? Die Alternative zu Europa ist der Faschismus. Großbritannien ist dieser Tage und Wochen viel mehr Europa, als

Europa im Rest der Europäischen Union noch zur Verfügung hat. Das wird sich auch nicht ändern, wenn die britischen Bürger am 23. Juni entscheiden, dass sie rauswollen. Über ihre Zugehörigkeit zu Europa haben sie symbolisch schon bei den Wahlen des Londoner Bürgermeisters entschieden. Die Tatsache, dass sie Sadiq Khan gewählt haben, sagt über die Londoner mehr aus als das bevorstehende Referendum.

Und dabei geht es nicht um Khans politische Überzeugungen, die uns im Übrigen auch nicht vollständig bekannt sind, sondern es geht darum, dass er das Kind pakistanischer Flüchtlinge ist und Moslem, ein Angehöriger also eines stigmatisierten Volkes. Ein solches Stigma dürfte in Europa nicht von Bedeutung sein. Nicht in einem Europa, das sich noch daran erinnert, dass es 1945 den Faschismus besiegt hat.

Wenn Sie sich also immer noch fragen, wie die Zukunft Europas aussieht, dann müssen Sie sich zwischen einem Europa entscheiden, in dem Sadiq Khan Bürgermeister von London ist, und einem Europa, in dem Sadiq Khan im Lager sitzt. Aber es ist natürlich wahr, dass es immer noch nur ein Flüchtlingslager ist.

Aus dem Kroatischen von Anne-Kathrin Godec



MILJENKO JERGOVIĆ (50) wurde in Sarajevo geboren, wo er Philosophie und Soziologie studierte. Der Schriftsteller berichtete u. a. für die Zagreber Wochenzeitung „Nedeljna Dalmacija“

aus dem belagerten Sarajevo und war dort auch Redakteur beim Fernsehen. Er lebt seit 1993 in Zagreb. F.: Dražkić Savić

ToiToiToi
GLAUB ANS GLÜCK.
Ziehung vom 16. 6. 2016
8 2 2 8 5 U

ZahlenLotto

1-90 Das andere Lotto

Ziehung vom 16. 6. 2016

Die Zahlen in gezogener Reihenfolge:

24 68 31 32 73

Runde 23		16. Juni 2016	
2 X X 2 1 X 2 1 2 1 1 1 2 X 1 1 2 X			
Fixspiele 1-5	Wahlsysteme 6-18		
2 x 13 Richtige	zu je	€ 75.000,00	
40 x 12 Richtige	zu je	€ 538,00	
420 x 11 Richtige	zu je	€ 11,30	
2.969 x 10 Richtige	zu je	€ 3,20	
136 x 5er Bonus	zu je	€ 29,30	
Torwette	0:2	1:1	1:1
	Spiel 1	Spiel 2	Spiel 3
	0:2	2:1	
	Spiel 4	Spiel 5	
kein x 5 Richtige		Mega Jackpot	
3 x 4 Richtige	zu je	€ 941,10	
96 x 3 Richtige	zu je	€ 36,70	
Hattrick		zusätzl. zum Hattrick	
		der nächsten Runde	

ALLE ANGABEN OHNE GEWÄHR

Europa-Gedanken aus Lettland und Luxemburg

Verliert Europa, gewinnt Russland

Für Lettland bedeutet die EU-Mitgliedschaft den Höhepunkt und die anhaltende Bestätigung der „Rückkehr zum Westen“. Über Zukunftsängste, den Hauptprofiteur der europäischen Schwäche und das alte Prinzip „Teile und herrsche“.

Pauls Raudseps

Während die Gewitterwolken über Europa immer dunkler werden, gibt es nur einen Weltführer, der den sich zusammenbrauenden Sturm lächelnd beobachtet: den russischen Präsidenten Wladimir Putin. Seit russische Truppen zum letzten Mal auf der Ringstraße gesichtet wurden, sind etliche Jahrzehnte vergangen. Zwei Jahrhunderte ist es her, dass sie in Pariser Cafés saßen und den Kellnern „bistro“, „rasch“ auf Russisch, zuriefen – angeblich gab das dem Bistro seinen Namen. Aber erst 22 Jahre ist es her, seit die russischen Truppen Lettland verlassen haben, und der Krieg in der Ukraine ist der blutige Beweis dafür, dass der Kreml nicht auf ein friedliches Zusammenleben und auf die Achtung vor der Souveränität seiner Nachbarn abzielt, sondern vielmehr auf die Vergrößerung seines Einflussbereichs. Der soll so weit gezogen werden wie nur möglich, und dazu ist ihm jedes Mittel recht.

Für Lettland bedeutet die EU vieles. Sie hat unserer Wirtschaft erheblichen Nutzen gebracht, dem Handel neue Möglichkeiten eröffnet, Fördergelder für Entwicklung bereitgestellt, sie hat es unserem Volk ermöglicht, frei in einer Staatengemeinschaft, die sich von Lissabon bis nach Helsinki erstreckt, zu reisen, zu arbeiten und zu studieren. Vor allem aber bedeutet die EU-Mitgliedschaft den Höhepunkt und die anhaltende Bestätigung unserer „Rückkehr zum Westen“. Sie war das oberste Ziel des lettischen Strebens nach der Unabhängigkeit von Russland.

Die Tatsache, dass Großbritannien über einen EU-Austritt abstimmt, weckt große Zukunftsängste. Als Lette muss ich mich fragen, ob viele Europäer nicht begonnen haben, ihr Glück, so lange in Frieden und Wohlstand zu leben, für eine Selbstverständlichkeit zu halten, und ob sie sich des Risikos bewusst sind, das sie da eingehen.

Norbert M. Berens

Schengen, eine bis dahin eher unauffällige, kleine luxemburgische Ortschaft, wurde am 14. Juni 1985 weltbekannt. Vertreter von fünf EU-Ländern hatten dort an jenem Tag ein Abkommen unterzeichnet, das vor allem die Abschaffung der stationären Grenzkontrollen und die damit verbundene Reisefreiheit der Bürger dieser Länder zum Inhalt hatte. Weitere Länder schlossen sich diesem Vertrag in den folgenden Jahren an. Die Schleusen des Flusses Europa waren geöffnet worden.

Was das für die Menschen bedeutete, lässt sich am Beispiel Luxemburg illustrieren: Das kleine Land wurde vor Schengen sehr stark von einem Moralsystem beherrscht, das wie ein Korsett den Menschen kaum Luft zum freien Atmen ließ. Wenn einer mit dem Auto durch ein Dorf fuhr, wusste sofort jeder, wohin er wollte, was er dort wollte und wie lange er bleiben würde.



Die „Goldene Frau“ erinnert an die in beiden Weltkriegen und im Koreakrieg gefallenen Luxemburger Soldaten.

Foto: iStock/Brueyu



Die Milda in Riga symbolisiert Freiheit und Unabhängigkeit. Die drei Sterne stehen für drei lettische Regionen.

Foto: iStock / Chris Dorney

Die Krisen, von denen die EU durchgeschüttelt wird, sind nicht vom Kreml erzeugt worden. Es besteht aber kein Zweifel daran, dass eine Destabilisierung Europas in seinem Interesse liegt. Nur eine vereinigte EU ist etwa imstande, die rücksichtslose Taktiererei des Gasprom-Konzerns zu zü-

geln. Nur sie kann Sanktionen gegen Russland wegen dessen empörender Ignoranz gegenüber dem internationalen Recht in der Ukraine verhängen. In den Augen der Nationen, die Moskau fest im Griff behalten wollen, ist die EU trotz ihrer derzeitigen internen Turbulenzen ein Leuchtfeuer für Frieden, Wohlstand und „Normalität“ geblieben. Wir dürfen nie vergessen, dass die Demonstranten, die 2014 auf dem Maidan-Platz im Herzen Kiews gestorben sind, mit der EU-Flagge gekommen waren und die Unterzeichnung eines Pakts mit der EU gefordert hatten. Wissend, was es heißt, außerhalb dieses Stabilitäts- und Wohlstandskreises zu leben, für den die EU jahrzehntlang gesorgt hat, war ihnen der Wert jener Institutionen bewusst, die heute von zu viele Europäern

LETTLAND

als störend und unnötig abgetan werden.

Auf der anderen Seite war Moskau bemüht, die europaweite Unzufriedenheit anzufachen. Eines der Elemente, die Europa destabilisieren, sind die immer lauter werdenden extrem rechten Parteien, welche Russland als natürliche Verbündete betrachtet. Parteiführer des Front National, der österreichischen FPÖ oder der ungarischen Jobbik nehmen an Veranstaltungen in Moskau teil, treffen mit Repräsentanten des russischen Regimes zusammen und unterstützen Putins Außenpolitik. Für den Parteichef der britischen Unabhängigkeitspartei UKIP, Nigel Farage, dessen politische Aktivitäten den Boden für das Brexit-Referendum aufbereitet haben, ist Putin der „von ihm am meisten bewunderte, beste Führer der Welt“. Kooperationen dieser Art können auch sehr konkrete materielle Vorteile bringen: 2014 erhielt Marine Le Pens Partei einen 9-Millionen-Euro-Kredit von einer russisch kontrollierten Bank, um ihren Wahlkampf zu finanzieren.

Die Flüchtlingskrise hat zu unglaublichen Spannungen in der EU geführt, und

wieder einmal gießt Moskau Öl ins Feuer. Die Propagandakanäle des Kreml haben Nachrichten über eine Gruppenvergewaltigung in Deutschland verbreitet, die frei erfunden waren. Die russische Polizei transportierte Migranten extra zur finnischen Grenze. Russische Flugzeuge bombardieren wahllos Ziele in Syrien und zwingen damit noch mehr Menschen zur Flucht aus diesem unglücklichen Land. Kein Wunder, dass der ehemalige Kommandant der Nato-Streitkräfte in Europa, General Philipp Breedlove, gesagt hat, dass „Russland Migration absichtlich zur Waffe macht, um die europäischen Strukturen zu überfordern und Europas Entschlossenheit zu brechen“.

Divide et impera, sagten die Römer. Das ist eine Lektion, die die Russen, welche ihre eigene Sehnsucht nach imperialistischer Herrschaft nicht ablegen können, nur zu gut gelernt haben.

Selbst wenn es ein Einzelfall bliebe, wäre Brexit ein schwerer Schlag für Europa. Als ein Bruch mit der europäischen Solidarität könnte es einen beängstigenden Vorgesmack auf das bieten, was noch kommen mag.

Einzig klarer Sieger wäre Moskau, die ersten Verliererstaaten wären die, die wie Lettland am weitesten entfernt im Osten Europas liegen. Die Länder des Westens sollten sich jedoch nicht der Illusion hingeben, dass sie sicher sind. Die Russen haben eine Redewendung, die besagt: Je mehr du essen kannst, desto hungriger wirst du.

Übersetzung aus dem Englischen von Angie Pieta



PAULS RAUDSEPS, 1962 in den USA geboren, studierte in Harvard russische Studien, ging 1990 nach Riga, war bei der „Volksfront“ für Lettlands Unabhängigkeit aktiv, 1991 Mitbegründer der Zeitung „Diena“ (Tag) und 2009 des Wochenmagazins „Ir“. Foto: Raudseps

Der Fluss Europa

Wissenschaft bringt Frieden. Nicht meinen, nicht glauben. Wissen. Über einen kleinen luxemburgischen Ort, der weltberühmt wurde, engstirnige Moral und die vier Pfeiler des Hauses Europa.

Ein weiteres Beispiel: Etwa eine Woche vor der Öffnung der Grenzen fuhr ein Auto einen Fußgänger an und verletzte ihn tödlich. Der Fahrer beging Fahrerflucht. Es gab keinen einzigen Zeugen, die Polizei hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt. Ein paar Tage später wurde der Todesfahrer verhaftet. Es war einer älteren Dame aufgefallen, dass ein bestimmtes Fahrzeug mit ausländischem Kennzeichen seit dem Unfall nicht mehr wie vorher täglich bei ihr am Fenster vorbeifuhr.

Beides ist heute nicht mehr denkbar. Die Zahl der Pendler stieg nach dem Wegfall der Grenzkontrollen rasant von rund 25.000 Grenzgängern bis heute auf 121.000. Sie, sowie die dank der Freizügigkeit zahlreichen neuen Einwanderer, bringen frische Ideen, andere Mentalitäten, Wünsche und Hoffnungen mit und stellen eine unbezahlbare kulturelle Bereicherung des Landes dar. Neue Veranstaltungsorte tragen dem Rechnung. Die Vermengung neuer Anschauungen mit den bestehenden sprengte die engstirnige Moral. Der Fluss Europa ist ein Fluss der Freiheit, aber auch der Kultur.

Ganz ähnlich verhält es sich in den anderen, den großen Ländern. Das ist ohne Zweifel eine der Chancen Europas. Auf die Angst vor Überfremdung hätte die Antwort Multikulti heißen sollen, doch dies brachte bloß ein Nebeneinander. Um ein Miteinander zu erreichen, wird man auf Tole-

ranz, gegenseitigen Respekt und Integration, vor allem über die Landessprache, setzen müssen, wobei Toleranz nicht gleichzusetzen ist mit kritikloser Akzeptanz.

Europa stand und steht heute vor großen Herausforderungen, um das Erreichte zu erhalten und um es weiter auszubauen.

Religionen werden oft als Vorwand für Konflikte und Kriege, neuerdings auch für Terrorismus, ge- und missbraucht. Deshalb muss Europa eine humanistische, religionsneutrale Gemeinschaft werden, unter Umsetzung der Erklärung der Menschen-

LUXEMBURG

rechte von 1948 für jeden, ohne irgendeinen Unterschied, etwa nach Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder sonstiger Überzeugung, sowie das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit.

Die wissenschaftliche Forschung muss weiter gefördert werden. Die Wissenschaft ist die Frieden bringende Referenz, die eines Tages Philosophie und Religion verdrängen wird, weil nicht meinent und nicht glaubend, sondern wissend.

Das Bildungswesen, die Wissensvermittlung, ist ungemein wichtig in jeder Gesellschaft. Gescheite und gebildete Menschen bringen eine Gemeinschaft nicht nur voran, sondern helfen auch, den Frieden zu erhalten, weil sie die nötige Einsicht haben. Mäd-

chen und Jungen müssen gleichermaßen gefördert werden. Als Schulmann, der bei den Kleinen und den Großen unterrichtet hat, war es mir unmöglich, nicht zu sehen, dass die Schülerinnen und Studentinnen ihren männlichen Mitschülern respektive Kommilitonen ebenbürtig und oft sogar überlegen waren. Eine Gesellschaft, die auf die Mitwirkung des weiblichen Teils der Bevölkerung verzichtet, muss sich den Vorwurf der Dummheit und der Verantwortungslosigkeit gefallen lassen.

Der dritte, wichtige Pfeiler in dem europäischen Staatenbund ist die Sicherheit, die innere und die an den Außengrenzen Europas. Die Sicherheitsorgane müssen über die notwendige Infrastruktur und Mittel verfügen können und eng zusammenarbeiten, und zwar auf allen wichtigen Ebenen.

Einig im Außen

Der vierte Pfeiler des Hauses Europa besteht in der Darstellung und dem Wirken Europas im Rest der Welt. Alle Länder Europas müssen als ein Ganzes zusammenstehen. Kein EU-Land darf in Eigeninitiative die Gemeinschaft in internationale Verpflichtungen hineinziehen. Alle sollten Europa als eine „Auberge espagnole“ ansehen, wo jeder das mitbringt und mit den anderen teilt, was er selbst essen will.

Dann kann er weiter fließen und immer größer und schöner werden und den Menschen eine gemeinsame Kultur, Frieden und Wohlstand bringen: der Fluss Europa.



NORBERT M. BERENS (68) ist ein luxemburgischer Schriftsteller und Lehrer. Er schreibt Kurzgeschichten und Romane, zuletzt den Politthriller „Der Fluch der Barranier“ (2015). 2012 erschien das Märchen „Der Lehrer, der in einem Buch wohnte“. Foto: Berens

Wie ein litauischer Schriftsteller sein Land und die EU sieht

Litauens langer Weg nach Europa

Der Beitritt Litauens zur Europäischen Union war das Ende einer tausend Jahre dauernden Jagd. Über einen spätmittelalterlichen Comicstrip, eine Miniatur der EU und das wachsende globale Chaos.



Der Berg der Kreuze – Pilger aus aller Welt stellen immer neue Kreuze auf – ist ein berühmter katholischer Wallfahrtsort in Litauen. Vermutlich war der zum Teil künstlich angelegte, zehn Meter hohe Hügel schon im Mittelalter eine Gebetsstätte.

Tomas Venclova

In Straßburg, in der protestantischen Kirche St.-Pierre-le-Jeune, kann man ein Fresko aus dem frühen 15. Jahrhundert betrachten, auf dem die europäischen Nationen dargestellt sind. Jede Nation ist als allegorische Figur abgebildet, hoch zu Ross. Eine kleine Fahne gibt Auskunft, welche Nation die jeweils Dargestellten verkörpern.

Deutschland schreitet voran, gefolgt von Gallien und dahinter Italien – mit einem kleinen Abstand. Etwas abseits ist England zu sehen. Den Abschluss des Zuges macht Polen. Doch hinter Polen marschieren noch zwei Figuren, allerdings nicht zu Pferde, sondern zu Fuß. Es ist Litavia, also Litauen, zum Schluss, das höflich einer Nation mit dem Namen „Oriens“ den Vortritt lässt. Unter dem Orient verstand der Schöpfer dieses Freskos die Ukraine und Weißrussland, die damals das Großfürstentum Litauen unterstützten, anders gesagt, die Litauen von Vilnius aus verwalteten.

Später als alle anderen

Das Fresko, das man auch als eine Art Comicstrip des Spätmittelalters bezeichnen kann, ähnelt auf eine erstaunliche Art der heutigen Europäischen Union. Allerdings, versteht sich, spiegelt es die damalige Zeit wider, und zwar ziemlich genau. Litauen trat dem damaligen Europa später als alle anderen bei. Es wurde erst zwischen den Jahren 1387 und 1413 christianisiert, davor war Litauen der letzte heidnische Staat an dieser äußersten Grenze, aber trotzdem riesig und mächtig. Weißrussland und die Ukraine, die es unterwarfen, waren bereits christ-

lich-orthodox, genau deshalb eilen sie Litauen auch voraus.

Verloren zwischen den Wäldern an den äußersten Grenzen des Kontinents, eine alte baltische Sprache sprechend, die sich vom Slawischen nicht weniger als das Keltische vom Deutschen oder vom Französischen unterscheidet, versuchte Litauen fast tausend Jahre lang, Anschluss an Europa zu finden und sich zu vereinen. Das spiegelt sich auf eine ganz eigene Art auch im mittelalterlichen Wappen wider, das bis heute das Wappen der Republik Litauen geblieben ist.

Es stellt einen Reiter dar, der nach Westen strebt und der Vytis heißt. Vytis bedeutet Jäger. Diese Jagd nach dem damaligen und künftigen Europa begann also schon im 13. Jahrhundert, als Litauen das erste Mal christianisiert wurde, kurz danach aber wieder ins Heidentum zurückfiel. Die Versuche der Bekehrung zum Christentum hielten an, wurden erfolgreich. Allerdings führte Litauen mehrere Hundert Jahre lang immer wieder mit Russland Krieg.

Wichtig zu wissen ist, dass Russland ein vollkommen anderer kultureller Raum war, heute würde man ihn als euroasiatisch bezeichnen. Litauen fand sich darin schlecht zurecht. Man verstand sich als ein katholisches Land, das in lateinischen Buchstaben schrieb und enge Verbindungen zu Deutschland, Österreich, Frankreich, Italien und Spanien unterhielt. Zwischen 1918 und 1940 war Litauen wieder einmal unabhängig – schaffte es aber wieder nicht, zu Europa zu gehören, weil es schließlich von der Sowjetunion annektiert wurde.

Erst 1990/91 gelang es dem Land, sich von der Sowjetunion zu lösen

– und das war auch der Katalysator für den Zerfall des sowjetischen Imperiums. 13 Jahre später schließlich trat Litauen der EU bei – zusammen mit Polen, Tschechien, Ungarn und sechs weiteren Staaten. Ich denke, dass das damals das erfolgreiche Ende einer tausend Jahre dauernden Jagd war – nicht beizutreten wäre für Litauen eine Katastrophe gewesen.

Als Mitglied der Europäischen Union hat Litauen eine ganz eigene Position. Die Hauptstadt Vilnius liegt näher an der EU-Außengrenze als jede andere Hauptstadt Europas, das postsowjetische und halbsovietische Weißrussland in unmittelbarer Nähe (nicht weiter als 30 Kilometer von Vilnius entfernt). Litauen ist ein katholisches Land, in dem aber auch ortho-

LITAUEN

doxe und protestantische Gemeinden leben. Blickt man auf die letzten hundert Jahre zurück, war in Litauen auch eines der größten europäischen Zentren des Judentums. Doch man könnte es auch als das nördlichste muslimische Land der EU bezeichnen, weil seit dem 14. Jahrhundert auch eine Gruppe Tataren in Litauen lebt – seit der Sowjetzeit auch einige weitere muslimische Volksgruppen. Die litauische Bevölkerung stellt ethnisch gesehen jedoch derzeit klar die Mehrheit, daneben gibt es einige Dutzend anderer ethnische Gruppen – dazu gehören Engländer, Deutsche, sogar Portugiesen und Griechen. Auf diese Weise ist Litauen eine Miniatur der Europäischen Union.

Man könnte meinen, dass ein Verbleib unter dem Schutz der EU für mein Land selbstverständlich ist, umso mehr, als es in den

letzten Jahren wirtschaftlich auf die Beine gekommen ist, woran die anderen Mitglieder der Union ohne Zweifel einen großen Anteil hatten. Trotzdem gibt es bei uns auch kritische Stimmen zur EU, wenn auch nicht so laut wie in den Visegrád-Staaten Polen, Ungarn oder Tschechische Republik. In der letzten Zeit sind sie aber auch bei uns unüberhörbar geworden. Aus meiner Sicht sind sie schlecht für Litauen und haben keine Chance, sich durchzusetzen. Trotzdem gibt es Gründe dafür.

Es ist vor allem das wachsende globale Chaos, das die Attraktivität des westlichen Vorbilds für die Länder des Ostens und Südens mindert. Es werden die ureigenen Werte von Fortschritt und Integration infrage gestellt, Werte, die es seit der Aufklärung gibt. Unsere Europaskeptiker sind neben den Anhängern des sogenannten Isolationismus, einer Bewegung, die ihre Wurzeln in der Sowjetzeit hat, auch konservative Kräfte mit Positionen wie im 19. und 20. Jahrhundert.

Kapital als Kult

Der EU wird eine Reihe von Vorwürfen gemacht. Nicht ohne Grund prangern die Euroskeptiker ihren Bürokratismus an, beschuldigen die Union, das Kapital zum Kult gemacht zu haben, die nationalen Anfänge ihrer Mitglieder zu vergessen. Man wirft der EU auch vor, linksradikal und gottlos zu sein.

Unverschämterweise wird die Europäische Union mit der Sowjetunion und das Diktat Brüssels mit dem Diktat Moskaus verglichen, den totalitären Anspruch der damaligen Sowjetunion vergisst man in dieser Art der Argu-

mentation ganz einfach.

Trotz allem geht die überwiegende Mehrheit der Euroskeptiker allerdings dann doch davon aus, dass die EU verpflichtet ist, uns vor der russischen Bedrohung zu beschützen (sie übertreiben sie dabei ein bisschen). Dabei werfen sie Europa bis heute vor, dass es einst das Land an Stalin verraten und aufgegeben hat. Ihrer Meinung nach ist Europa deshalb verpflichtet, so etwas wie ein Bankomat zu sein. Im Gegenzug heißt es aber keineswegs, dass wir für diese europäische Hilfe Gegenleistungen bringen müssen, etwa wenn es um Migranten geht, um Frauen oder sexuell anders orientierte Minderheiten.

Diese karikaturhaften Positionen werden, wie gesagt, derzeit an vielen verschiedenen Orten beobachtet, Litauen reiht sich da in eine Riege anderer ein. Die Situation ist aber nicht schlechter als anderswo. Allerdings würde ich nicht wollen, dass diese Stimmen Oberhand gewinnen. Es ist auch wenig wahrscheinlich. Zu hoch ist der Preis, den wir seit dem 13. Jahrhundert gezahlt haben, um an den europäischen Werten teilhaben zu können.

Übersetzung aus dem Englischen von Karin Pollack



TOMAS VENCLOVA (78) ist ein litauischer Schriftsteller und Übersetzer. Als ihm während einer Gastdozentur in Berkeley die sowjetische Staatsbürgerschaft aberkannt wurde, erhielt er politisches Asyl in den USA. Ab 1980 lehrte er an der Yale University russische Literatur. Foto: Heribert Corn

Die EU aus einer slowenischen und einer estnischen Perspektive

Die Entführung Europas

Europa wurde uns in den letzten Monaten immer wieder geraubt. Erschüttert beobachten wir die Rückkehr dunkler Zeiten. Über Machtlosigkeit, selbsternannte Sheriffs und die Logik des angeblichen Opfers.

Aleš Šteger

Wir können – wie früher üblich – das Orakel von Delphi nach dem Verbleib Europas befragen, jedoch bezweifle ich, dass wir – anders als Kadmos, der Bruder Europas in der griechischen Mythologie – eine brauchbare Antwort finden werden. Europa wurde uns, den Bewohnern dieses Kontinents, in den letzten Monaten immer wieder geraubt. Geraubt in Form der wieder eingeführten Grenzkontrollen zwischen den EU-Mitgliedstaaten, geraubt durch die hasserfüllte Sprache, die sich über den ganzen Kontinent ausbreitet, geraubt durch die Beschränkung unserer Perspektiven, die sich auch bei den größten Befürwortern eines vereinten Europas meist nur auf eine klägliche Besitzstandswahrung reduzieren.

Erschüttert beobachten wir die Rückkehr dunkler Zeiten, die uns täglich neue Gegenwarts- und Zukunftsszenarien aufzwingen. Europa wurde uns nämlich weder von Zeus noch von den Rechten geraubt. Tief in uns spüren wir die Machtlosigkeit als Ausdruck unserer Mitverantwortung für die Entfüh-

SLOWENIEN

Europas. Wir, die angeblich freidenkenden Europäer, wir mit unseren kleinen Privilegien, wir mit unserem verdeckten Kolonialismus, wir tragen Mitschuld an der verfahrenen Situation. Um dem Druck der Verantwortung auszuweichen, schlüpfen wir zunehmend in die Opferrolle.

Wie ist das möglich? Das ist nur möglich durch eine perfide Verdrehung der Logik, in der sich derjenige, der sich als Opfer deklariert, einen Vorteil verspricht. Das hat auch die radikale Rechte in Europa erkannt und sich dieser Logik bedient. Der Logik des angeblichen Opfers, das sich der Gewalt von außen widersetzt, der Bevormundung durch Europa; das ist die Logik von Le Pen, Orbán und ihresgleichen. Sie sind



In der Kirche Mariä Himmelfahrt auf der Insel im Bleder See gibt es eine legendäre Glocke. Wer sie Maria zu Ehren läutet, dem soll ein Wunsch erfüllt werden.

die selbsternannten Opfer, Opfer der Politik der Linken, Opfer der Migration, Opfer der offenen Grenzen Europas, Opfer der schrittweisen Abkehr von der lokalen, nationalpolitischen und ökonomischen Hege-

monie. Allen anderen, die stumm dem Aufmarsch der Rechten, des Nationalismus, der selbsternannten Sheriffs zusehen, nützt die eigene Untätigkeit – oder sie hoffen es zumindest. Nach dem Vorbild der Rechten versuchen immer mehr Linke in Europa, die Ideale unserer Rechte zu renationalisieren, was empörend und verheerend ist. Anders kann ich mir unsere Passivität, unsere Angst und das leise, aber nicht minder reale Abdriften des gesamten politischen Spektrums nach rechts nicht erklären. Ich frage mich, was diesen auf den ersten Blick unlogischen, aber emotional extrem starken Mechanismus des Sich-als-Opfer-Fühlens, den die extreme Rechte sich ungeniert zu eigen gemacht hat, bei den Wählern auslöst.

Betrachtet man das britische Referendum, wird deutlich, dass es sich sogar bei den überaus pragmatischen Briten nicht nur um pragmatische Argumente handelt. Praktisch alle Parteien im britischen Parla-

ment sind gemeinsam mit der Regierung für einen Verbleib des Vereinigten Königreichs in der EU. Führende Persönlichkeiten wie Obama oder der Papst, renommierte Ökonomen und politische Strategen raten von einem Brexit ab. Den allgemeinen Umfragen zufolge hat all dies aber so gut wie keinen Einfluss auf die Meinung und die Anzahl der Euroskeptiker. Dabei geht es nicht bloß um Zahlen, Finanzen oder Parteizugehörigkeit, sondern vielmehr um die Reaktion auf ein Vakuum, ein identitäres, kommunikatives, ideenreiches Vakuum, das Europa mit seiner bürokratischen, bürgerfernen, hochnäsigen Art in den letzten zwei Jahrzehnten geschaffen hat.

Im ideologischen Schraubstock

Schon im ehemaligen Jugoslawien waren die Verantwortlichen aller Teilrepubliken glücklich darüber, dass eine Zentralregierung in Belgrad existierte. Soweit der ideologische Schraubstock es irgendwie zuließ, war sie der Sündenbock für alles, auch für das, was gar nicht in ihren Zuständigkeitsbereich fiel. Ähnlich ist es auch mit Brüssel. Bleibt der EU denn wirklich nichts anderes übrig, als dem eigenen Zerfall zuzu-

sehen? Es sieht nämlich so aus, als ob dies erst der Anfang wäre.

Mögen die Appelle der britischen Intellektuellen in den letzten Wochen ein noch so hohes Maß an „politisch korrekter“ Anbiederung erreicht haben: „Lasst uns zusammenbleiben, lasst uns einander lieben, lasst uns Spaß haben“; bei den proeuropäischen Intellektuellen hat schon seit geraumer Zeit auch ein anderes, paralleles Denken eingesetzt, das auf das Referendum von oben herabsieht und Ausstiegsszenarien durchspielt. Bis dato artikulieren sich mehr oder minder unterdrückte Frustrationen: vom Spekulieren über eine allmähliche Ablösung des Englischen als zentrale EU-Kommunikationssprache über eine Schwächung der City of London, die als die insgeheim größte Steueroase dieses Planeten gilt, bis hin zum Ausschluss der britischen Fußballvereine aus der Champions League.

Die britische Skepsis und Sturheit bewirkt Skepsis und Sturheit auf der anderen Seite, „overseas“, wie die Engländer traditionell alles nennen, was sich jenseits des Ärmelkanals befindet. Uns bedroht ein extrem gefährlicher Virus, der mit dem Argument der Identität eine Rückbesinnung auf nationale Interessen fordert. Die griechische Mythologie lehrt uns, dass König Agenor, Europas Vater, seine Tochter nie wiederbekommen hat. Muss denn wirklich immer die Logik der Selbstsucht, die Logik der mentalen Schwäche, die Logik der Gewalt die Oberhand gewinnen?

Aus dem Slowenischen von Mateja Porođ



ALEŠ ŠTEGER (43) ist slowenischer Autor, Übersetzer (Deutsch, Englisch, Spanisch, u. a. Gottfried Benn, Peter Huchel und Ingeborg Bachmann), Lektor und Verleger. Zuletzt erschienen: „Archiv der toten Seelen“ (Schöffling & Co, 2016). Foto: Marko Lipus / picturedesk.com

Margus Ott

Integration macht nur dann Sinn, wenn sie auf Unterschieden beruht und es schafft, diese zu fördern. Denn rein vom Prinzip: Wenn alle integrierten Teile gleich werden, ist der Wert ihrer Integration gering, aber wenn sie Unterschiede bewahrt, dann bekommt Integration eine ganz neue Qualität. Nehmen wir ein Beispiel aus der Biologie: Wenn nur eine einzige Art von Zelle in einem System lebt, dann handelt es sich um ein ziemlich einfaches System, wenn unterschiedliche Zellen in einem Ganzen vereint sind, dann könnte dieses System ein komplexer Organismus werden.

Erst das Wesen von Unterschiedlichkeit macht die Bedeutung von Integration überhaupt aus. Umso mehr Dimensionen es gibt, desto mehr Sinn macht auch Integration. Zum Beispiel: Gleichheit vor dem Gesetz fördert die Anstrengungen der Menschen, ihre individuellen Unterschiede zum Ausdruck zu bringen, und zwar weit über die reine Zugehörigkeit zu einer Grup-

Feinere Unterschiede

Es ist besser, die EU nicht niederzureißen, sondern sie zu verändern. Über den Wert der Unterschiedlichkeit, die Entschärfung der Ungleichheit und die paneuropäisch mobilisierte Zivilgesellschaft.

pe (rassisch, religiös, national etc.) hinaus. Die Gleichheit vor dem Gesetz zerstört diese Gruppen nicht, macht sie aber weniger repressiv, sowohl nach innen als auch nach außen, weil sie vom anderen wahrgenommen wird. Diese Art der Entschärfung von Ungleichheit zerstört keine Unterschiede, sondern ersetzt nur sehr grobe durch mehr nuancierte Abgrenzung.

In der Geschichte der europäischen Integration nach dem Zweiten Weltkrieg sehen wir nicht nur eine Expansion nach außen (Territorium und Bevölkerungszahlen), sondern auch eine nach innen. Es begann in erster Linie als eine wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Ziel, zukünftige Kriege in Europa zu vermeiden. Einige grobe Formen von Unterschieden (wie die Zölle auf Kohle, Stahl etc.) wurden abgeschafft, was bedeutete, dass starke Kräfte der Zusammenarbeit und Erfindungen feinere Formen der Unterscheidungen (zum Beispiel Arbeitsteilung) hervorbringen konnten. Die vier Grundfreiheiten von Mobilität (von Waren, Dienstleistung, Kapital und Menschen) haben spürbar grobe Unterschiede aufgelöst und durch feinere ersetzt. Das führte dazu, dass Menschen weniger stark durch den Ort, an dem sie mehr oder weniger zufällig lebten, determiniert waren, sie konnten ihre Fähigkeiten plötzlich auch in anderen Ländern weiterentwickeln. Diese Tendenz, individuelle Unterschiede öffentlich zu machen, hat Gruppen

weniger repressiv gemacht und zu einem Empowerment von Menschen geführt, die Minderheiten angehören wie etwa Homosexuelle oder Behinderte.

Es ist die Frage, inwiefern diese Tendenz in den alten Nationalstaaten Europas aufrechterhalten werden kann, würde die EU zerfallen. In Osteuropa ist zu befürchten, dass sich diese Entwicklung umkehren könnte. Die EU hat weiterhin wichtige egalitäre Mechanismen: In der Entscheidungsfindung, in einem riesigen Übersetzungsprogramm (sonst würde wahrscheinlich Englisch die Funktion vieler anderer Spra-

ESTLAND

chen übernehmen), in der regionalen Unterstützung innerhalb der EU (wovon das meiste zu den Gebern zurückkommt, sowohl direkt, wenn ihre höher entwickelten Produkte und Dienstleistungen gekauft werden und indirekt, wenn eine starke Union international Akzente im Wettbewerb setzt) usw.

Die EU war auch in Auseinandersetzungen mit großen Konzernen (zum Beispiel Microsoft) erfolgreich. Der Widerstand gegen Monsanto's gentechnisch veränderte Organismen (GMO) und Insektizide hat zu einer paneuropäischen Mobilisierung der Zivilgesellschaft beigetragen. Die Vitalität der europäischen Zivilgesellschaft und ihre transnationale Zusammenarbeit sind aus-

schlaggebend für die zukünftige Dynamik in Europa. Wir werden unsere Interessen wahrscheinlich besser in Kooperationen mit uns ähnlichen Menschen aus anderen europäischen Ländern verteidigen können, als wenn wir ganz alleine auf unsere nationale Regierung angewiesen wären – ohne EU. Deshalb ist es also besser, die EU nicht niederzureißen, sondern sie zu verändern, durch mehr Demokratie und Transparenz in Entscheidungsprozessen oder durch neue Formen von politischem Aktivismus (wie die Indignados, Varoufakis' DiEM25, Nuit debout etc.).

Es wirkt so, als ob es für Europa auch keinen Weg zurückgäbe. In der heutigen Welt würden alte Nationalstaaten, sogar Europas größte wie Deutschland, Frankreich oder Großbritannien, weder wirtschaftlich noch kulturell überleben. Wenn wir über europäische Integration sprechen, sollten wir nicht nur aktuelle und berechenbare Daten, sondern auch weniger präzise und langfristige Effekte von Interaktion sowie eine Erweiterung ihrer Bedeutung berücksichtigen. Klar, die EU ist mit einigen Problemen konfrontiert, aber stellen wir uns vor, dass infolge des Klimawandels der Golfstrom gestoppt würde, dann würden alle heutigen Probleme im Angesicht eines unendlich größeren in sich zusammenfallen und dann wäre die Zusammenarbeit zwischen den Staaten umso stärker lebensnotwendig.

Übersetzung aus dem Englischen von Karin Pollack



MARGUS OTT (40) studierte Philosophie und Romanistik an der Uni Tallinn, wo er Dozent für Ostasien-Studien ist. Seit 1994 auch freier Übersetzer (Bergson, Deleuze, Leibniz), 2012 Fellow am Institut für die Wissenschaften vom Menschen (IWM) in Wien. Foto: Ott



Die Alexander-Newski-Kathedrale in Tallinn wurde nach dem russischen Nationalhelden und Heiligen benannt.

Foto: iStock/Omelyanchuk

Europa, wie es eine portugiesische Schriftstellerin, ein literarisch arbeitender Universitätsprofessor aus Malta und eine Schweizerin, die schon lange in Irland lebt, sehen

Der Arme ist am Wort

Wir sind in Europa in allem und gegenüber allen hintennach. Über das verlockende Dort-draußen, den langen Schatten der Vergangenheit und die Rechnung, die immer kommt.

Hélia Correia

Das kostbarste Gut, das es in Portugal gibt, ist frei zugänglich und für alle greifbar: das Epos *Os Lusíadas*, vom Dichter Luís de Camões im sechzehnten Jahrhundert verfasst. Die lusitanische Rückheblichkeit, die es inspiriert, wiegt leicht vor der Schönheit der Verse und einer renaissancehaften Helligkeit, die dem Autor durch seine Ausbildung wie durch sein Leben zuteilwurden. Seltsamerweise waren es die Deutschen, die dem Werk im 19. Jahrhundert etliche Übersetzungen gewidmet haben. Sie bewunderten die grandiose Klarheit, mit der Camões die Erinnerung und die Geschichte der Nation festgemacht hat, als wäre beides ein und dasselbe. Und wirklich, Portugal würde ohne einen solchen Text vielleicht gar nicht existieren.

Im Dritten Gesang wird das kleine Land geografisch vorgestellt: „Hier ist, fast der Scheitel des Hauptes von ganz Europa, das lusitanische Reich.“ Tatsächlich findet sich im Scherenschnitt seiner Küstenlinie die Andeutung eines Profils. Und der europäische Körper kommt, verformt, aus dieser edlen Spitze, wo das Meer beginnt und das Land endet.

Seit einiger Zeit häufen sich Schlagzeilen, denen zufolge Portugal sich „am Schwanz Europas“ befinde, als hätte es sich zwischen der Zeit, als *Os Lusíadas* geschrieben wurde und heute wie ein Tier in die Gegenrichtung gedreht. In der Tat, wir sind in Europa in allem und gegenüber allen hintennach. Noch ein wenig mehr von diesem Rückwärtsgang, und wir würden aus der Zeichnung fallen.

Dabei ist es Portugal früher schlimmer ergangen. Lange vor dem 25. April 1974 fanden wir uns nicht einmal an Europas Schwanz wieder, sondern wir waren im Untergrund. Viele flüchteten vor den unterschiedlichen Polizeinstanzen, die ständig ihre Namen änderten, aber immer gleich grausam blieben. Es flohen die Juden, die Gebildeten, die Akademiker, die Ärzte, die Wissenschaftler, die ihren rechtmäßigen Platz unter den großen Geistern Europas einnehmen durften.

Schriftsteller atmeten die frische Luft der großen romantischen, realistischen Literatur und brachten Ideen und Finesse aus dem Ausland zurück, vor allem aus Paris, wohin es die Dichter und Maler zog. Europa war das Dort-draußen, und die Bedeutung dieses Dort-draußen war allumfassend.

Dann kam die Salazar-Diktatur und trat 50 Jahre hindurch mit den Füßen alles nieder, was aufzubegehren versuchte. Es wa-

ren keine gestiefelten Füße, deren Getrappel man bis in die Maulwurfslöcher hinein gehört hätte, sondern der Inquisitor näherte sich diskret in Priester- oder Funktionärschühchen. Er war um das Wohlwollen der Kirche ebenso besorgt wie um den Erhalt seines Regimes, für dessen Funktionieren er keine Theorie hatte und diese auch gar nicht vermisste.

Während dieser Zeit setzte sich die heimliche Reise nach Europa fort. Die politische und intellektuelle Elite, Landwirte, die sich im Ausland als Maurer verdingten, die Deserteure des Kolonialkriegs: Der denkende Kopf, der tätige Arm, alles floss aus, so wie Blut ausfließt, ohne je in die Vene zurückzukehren. Die einen bauten im Ausland Städte, politische Träume die anderen.

Ich verschwende mehr als die Hälfte meines Platzes, um über die Vergangenheit zu reden, wenn von mir erwartet wird, über die Zukunft zu sprechen. Aber ich musste erklären, dass wir nie voll und ganz europäisch waren. Und als wir dann zu Europa gestoßen sind, und zu Recht, weil wir uns auf dessen Niveau befanden, traten wir in der Rolle der Armen auf, um die man sich finanziell zu kümmern habe.

Auf diese Art wurde ein exzellentes Projekt in einen Midasfluch verwandelt, in einen Überfluss an Gold, der die Menschen verhungern lässt. Die Rechnung ist uns präsentiert worden. Kommt sie denn nicht immer, die Rechnung, wenn alles unter dem Diktat von Schuld und Kredit geschieht?

PORTUGAL

Und die Menschen wissen, dass es immer so endet, wie es anfang. Auch Griechenland ist versklavt und geopfert worden.

Europa schafft dieses Kunststück: Es existiert noch nicht, und dennoch ist seine Existenz bedroht. Ohne die Homogenität, durch die es sich definiert, sieht es in Gefahr, was in ihm homogen ist: die Menschenrechte, die Würde und die Freiheit – auf die messianische Ankunft von Gleichheit und Brüderlichkeit warten wir ja noch.

Wir sind aus der Balance geraten und unvorbereitet für den Kampf gegen die neuen alten Feinde, jene Mörder, die göttliche Worte im Mund führen. Abstoßende Wünsche, die Vertreibung desjenigen, der unserem Klan fremd ist, steigen aus dem Reptiliengehirn bis an die Stirn und schreiben dort erneut eine primitive Brutalität fest, die, gestehen wir es uns ein, dem Erhalt der menschlichen Gattung diene: den Überlebensegoismus. Weil es das Leben ist, das körperliche wie geistige, das hier in großer Gefahr ist.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass wir alles tun können, was wir wollen: demonstrieren, reden, wählen, debattieren, den Andersartigen respektieren, Sozialleistungen etablieren, das heißt Bürger in einem vertrauenswürdigen, repräsentativen Staat sein. Wir haben zu viel gefeiert, zu viel getanzt.

Ist die Dienerschaft durch Missbrauch in die Salons gekommen? Man sagt, dass wir es waren, die Faulpelze, die Gierschlünde aus dem Süden, die das Projekt zum Scheitern bringen würden. Ich für meinen Teil, eine kleine Portugiesin, will als Beispiel vorgehen, und Wischmopp und Besen holen, bevor ein Flüchtling sie mir wegnimmt.

Übersetzung aus dem Portugiesischen von Angie Pieta



HÉLIA CORREIA (67) ist portugiesische Schriftstellerin, deren Werk von Romanen über Dramen bis zu Gedichten reicht. 2015 erhielt sie den Prémio Camões, den wichtigsten Literaturpreis der portugiesischsprachigen Welt. Sie lebt in Lissabon. Foto: Ekko von Schwichow



Der 35 Meter hohe Torre de Belém in Lissabon war bis ins 19. Jahrhundert ein Gefängnis und Waffenlager.

Foto: iStock/Solheim



Valletta, die Hauptstadt Maltas, wurde 1980 als Gesamtmonument in die Liste des Unesco-Welterbes eingetragen. Ursprünglich war der offizielle Name, den der Malteserorden der Stadt gab, „Humilissima Civitas Vallettae“ – die höchst bescheidene Stadt von Valletta. Diese war durch einen ganzen Ring aus Bastionen geschützt.

Foto: Getty Images / iStock / Calaque

Der Traum von einer völlig neuen Tradition

Zusammenarbeit ist die erste Lehre, die der europäische Geist aus seiner Fähigkeit, Grenzen zu überwinden, gezogen hat. Über Europäischsein, das individuelle und das kollektive Selbst und das unvollkommene Vollkommene.

Oliver Friggieri

In der Geschichte europäischen Denkens wurde das Konzept der kontinentalen Einigung oft für eine ideale Sicht unerreicher Werte gehalten, die traditionell mehr Ähnlichkeit mit den grenzenlosen Träumen fehlgeleiteter Dichter und anderer wirklichkeitsfremder Denker hatten als mit kalkulierten Maßnahmen von Volkswirten. Die Europäische Union war sowohl ein harmloser immer wiederkehrender Traum als auch ein antikes Konzept, das zu einem festen Meilenstein in der unberechenbaren Geschichte des Nachkriegseuropas geworden ist und zu einem erstaunlichen Erfolg beispiellosen Ausmaßes in jeglicher – politischer, kultureller und sozialer – Hinsicht.

Die Union als solche ist jedenfalls eine positive Entwicklung, die Zusammenarbeit unterschiedlicher Art gewährleistet und sich der Einsamkeit – in all ihren düsteren Erscheinungsformen – widersetzt. Ihre Ertragschaften sind weitreichend, alle Lebensbereiche umfassend und haben sich wiederholt als effizient genug erwiesen, sogar Drittstaaten zu beeinflussen. All das wurde durch den raschen technologischen Fortschritt stark vorangetrieben. Es gibt zahlreiche unterschiedliche positive Ergebnisse, aber eines von ihnen sticht besonders heraus: Die Europäische Union hat gezeigt, dass Demokratie in jedem Fall alleiniges Kriterium sein sollte.

Die ganze Welt wurde Zeugin davon, wie 28 unabhängige, unterschiedlich große und einflussreiche Staaten – die zwar stolz auf ihre eigene kulturelle Identität sind, doch auch dazu bereit sind, diese

mit dem Rest zu teilen – einen friedlichen Weg gewählt haben. Diese Staaten haben sich dazu entschlossen, sich mit individueller Unabhängigkeit im Rahmen eines Gemeinschaftsvertrages, dem gegenseitige Abhängigkeit zugrunde liegt, zu beschäftigen.

„Die große Kette des Europäischseins“: Diese neue multinationale „Republik“ ist offenbar nicht nur wirtschaftlicher, sondern vor allem kultureller Natur und hat es geschafft, eine Grundwahrheit ans Licht zu bringen: Zusammenarbeit ist die erste Lehre, die der europäische Geist aus seiner Fähigkeit, Grenzen zu überwinden und nach Einheit zu streben, gezogen hat. Wenngleich die Einigung Europas eine Errungenschaft des 20. Jahrhunderts ist, zeigt sich in den aktuellen Trends der Ge-

MALTA

schichte europäischer Kunst und Philosophie das Bedürfnis auf „das Andere“ zuzugehen, es zu entdecken und zu verstehen und eine gute Beziehung mit ihm aufzubauen.

Aus philosophischer Sicht ist die Europäische Union ein Versuch, eine funktionierende Alternative zu bieten zu der Tatsache, dass all das als „Andersartigkeit“ bezeichnet wird, was eine Bedrohung für die Sicherheit darstellt, eine Sicherheit, von der man glaubt, dass nur das eigene Selbst dafür Sorge tragen kann. Paul Ricœur fasst diesen Zugang mit der Aussage „Ich bin der Andere“ zusammen.

Das Prinzip der Europäischen Union, das Einheit und Vielfalt zusammenpassen, einander gar bedingen, gewährleistet den Erhalt nationaler Identität und fördert zugleich kontinentale Einheit. Beide Konzep-

te werden mithilfe strenger Haushaltsplanung in praktische Projekte umgesetzt. Die lokale Tourismus hat ganz offensichtlich von diesem Zugang profitiert.

Renaissance, Aufklärung und Romantik sind in sich selbst Epochen, deren Charakter durch eine zweifache Entdeckung bestimmt wurde: die Entdeckung des eigenen individuellen Selbst und des kollektiven Selbst der gesamten Gruppe. Allmählich bedeutete Einigung, dass Natur und Kultur einander zwangsläufig ähneln. Beide müssen daher zwingend in einer Art und Weise zusammenarbeiten, durch die Individualität nur als vollkommen verstanden werden kann, sofern diese auch aus politischer Sicht als das Gesehene wird, was sie automatisch ist: unvollkommen.

Die Europäische Union hat bis heute versucht, zu beweisen, dass dieser philosophische Grundsatz richtig und von Dauer ist. Alle Mitgliedsstaaten haben ihre eigene alte Geschichte zu erzählen und tun dies durch ihre jeweiligen Kunstströmungen. Größe, Macht, geografische Lage und Klima sind jene Bestandteile, die Europa zu einem wahrhaftigen „Fest fürs Leben“ machen, zu dem Endprodukt eines langen Prozesses, der endlich bei der letzten Etappe seiner Entwicklung angelangt ist: über dieser Einigung kann es schließlich keine höhere Stufe mehr geben, da die Grundlage dieses Einsseins die Einheit durch Vielfalt und ein gemeinsames Verständnis hinsichtlich wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Kriterien ist.

Die EU misst dem Erhalt des Gleichgewichts zwischen dem individuellen und dem kollektiven Bewusstsein offenkundig eine überragende Bedeutung bei. Ihre Ertragschaften dürfen zu einem Zeitpunkt, zu dem die symbolische Vision



OLIVER FRIGGIERI (69) ist Schriftsteller und Uniprofessor, er studierte Philosophie und Literaturwissenschaft und ist Direktor des Seminars für Maltesisch an der Universität von Malta. Schreibt u. a. Kurzgeschichten („Die Kinder bringt das Schiff“). Foto: Friggieri

Das Märchen von der Zukunft

Es bleibt ein fremdes Land, das Vergangene und die Zukunft. Über schweizerische EU-Skepsis, irische EU-Begeisterung und die Metamorphosen des europäischen „Körpers“.

Gabrielle Alioth

Es war einmal eine Ökonomin in der Schweiz, die versucht hat, die Zukunft Europas vorzusagen. Das war in den frühen 1980er-Jahren, als wir uns gerade von unseren Loch- und Stechkarten verabschiedet hatten, um von jetzt an online zu arbeiten. Dieser technische Fortschritt barg das Versprechen einer Komplexität in sich, die sich außerhalb der Reichweite des menschlichen Gehirns befand. Und mit schweizerischer Sorgfalt und nichtschweizerischem Enthusiasmus machten wir uns daran, noch größere und kompliziertere Modelle zu bauen, um Nationen und Industrien in verschiedenen Gleichungen zu verknüpfen.

In unserem Innersten wussten wir, dass sowohl die Zukunft als auch die Vergangenheit für uns ein fremdes Land ist – und bleibt (siehe L. P. Hartley, *The Go-Between*). Wer in einer so egozentrischen und wohlhabenden Gesellschaft aufgewachsen ist, dem verzeiht man vielleicht den Glauben an die Zukunft als eine einzige Gerade des Fortschritts.

In den vergangenen 30 Jahren, in denen die Europäische Union neue Mitgliedsstaaten zugelassen und gleichzeitig mit der Einführung des Euro den einzigen Mechanismus abgeschafft hat, um ihre unterschiedlichen wirtschaftlichen Grundlagen zu bewältigen, bin ich selbst von einer Wirtschaftswissenschaftlerin zu einer Schrift-

IRLAND

stellerin mutiert. Anstatt die Zukunft vorzusagen, habe ich mich dahingehend entwickelt, die Vergangenheit zu rekonstruieren. Teil meiner Mutation war es auch, von der Schweiz nach Irland zu ziehen, von einem Land, das sich – sogar in seiner Blütezeit – weigerte, der Europäischen Union beizutreten, in ein Land, das in einem EU-Beitritt den Schlüssel zu wirtschaftlichem Wohlstand und sozialem

Fortschritt sah. Nirgendwo, glaube ich, könnte der Glaube an die Segnungen eines EU-Beitritts größer sein als in Irland, und nirgendwo könnte der Glaube, dass es das einzige Richtige war, der EU nicht beizutreten, stärker sein als in der Schweiz.

So gegensätzlich diese Einstellungen der beiden Länder gegenüber der Europäischen Union auch sind, so einig sind sie sich, wenn es um die Frage nach dem Austritt der Briten geht. Trotz ihres 700 Jahre alten Verlangens nach Unabhängigkeit, sehen die meisten Schweizer im Brexit einen wirtschaftlichen Selbstmord, eine Bedrohung einer weitgehenden Stabilität und auch die Bedrohung ihrer eigenen bilateralen Absprachen mit Brüssel. Noch viel näher am Sturm, fokussiert sich die Diskussion in Irland nicht nur auf eine mögliche Auflösung der EU, sondern auf die unmittelbare Gefahr einer Auflösung des Vereinigten Königreichs, konkreter auf die Auswirkungen, die das alles auf Nordirland haben könnte.

So wenig verwandt Wirtschaftssimulationen und literarische Fiktion auch immer sein mögen, sie haben ein gemeinsames Ziel: Sie kommen dort zum Einsatz, wo Wissen an seine Grenzen stößt, beide, so der Ägyptologe Antonio Loprieno, ehemaliger Rektor der Basler Universität und jetzt Präsident des österreichischen Wissenschaftsrats, vermitteln Bilder einer alternativen Wirklichkeit beim Versuch, die Grenzen zwischen Wissen und Glauben zu überschreiten; Grenzen, die, wie wir alle wissen, von zeitlichen und kulturellen Faktoren abhängig sind. Simulation und Fiktion erlauben uns, die Grenzen zwischen Faktischem und Möglichem zu hinterfragen, um unser Wissen und unseren Glauben infrage zu stellen; und beide beziehen sich natürlich auch auf vergangene Entwicklungen und Erfahrungen.

Seit Zeus – „Kaum, ja kaum kann er das Weitere noch aufschieben“, so wie der römische Dichter Ovid das in seinen *Metamorphosen* beschrieben hat – die Verkleidung eines Stiers gewährt hat, um die Königstochter Europa über das Meer zu tragen, waren Wandlungen immer Teil der europäischen Existenz, sowohl in ihrer mythologischen als auch geografischen Dimension, wie auch in ihrer fiktionalen oder ökonomischen. In der römischen, byzantinischen und karolingischen Zeit haben Herrscher immer versucht, Europa zu erweitern und zu vereinen – ganz abgesehen von den unglückseligen Versuchen in jüngster Vergangenheit. Aber wenn wir nur genug Abstand nehmen von unseren derzeitigen Befürchtungen, dann sehen wir diesen europäischen „Körper“ in den vergangenen Jahrhunderten immerzu wachsen und wieder schrumpfen.

Deshalb ist es nicht so schwierig, die Zukunft Europas vorzusagen. Denn Simulation und Fiktion zeigen uns, was vor uns und was hinter uns liegt. Die Gründe, nach einer Erweiterung wieder zu schrumpfen mögen zwar immer andere sein, aber wäre es kein „Brexit“, dann würde etwas anderes diese Bewegungen in Gang halten. Aber beruhigt durch kollektives Wissen, dürfen wir hoffen, dass wir uns durch die unausweichliche Wiederkehr des immer selben trotzdem nicht in Kreisen bewegen, sondern in Spiralen, wo wir zwar demselben begegnen, aber immer auf einem anderen Level. Oder wie Ovid, der ziemlich genau vor 2000 Jahren gestorben ist, schon sagt: „omnia mutantur, nihil interit“, alles wandelt sich, nichts geht unter – das ist sowohl Fluch als auch Segen für Europa.

Übersetzung aus dem Englischen von Mia Eidlhuber



GABRIELLE ALIOTH (61) studierte Wirtschaftswissenschaften und Kunstgeschichte in Basel und Salzburg, seit 1984 lebt die gebürtige Schweizerin in Irland, zuerst als Journalistin und Übersetzerin, seit 1990 als freie Schriftstellerin. Foto: Silvia Wieggers



An der Südküste Irlands liegen die Cliffs of Moher. Die Steilklippen erstrecken sich teilweise senkrecht über einen Küstenabschnitt von mehr als acht Kilometern.

Foto: Getty Images / iStock / FederPhoto

Europas tiefere Krise

Was tun? Gesucht wird ein „neues europäisches Projekt“. Leichter gesagt, als getan. Über den Virus des Populismus, die Suche nach leidenschaftlichen Idealen und die Kultur des Zweifels.

Luiza Bialasiewicz

Für eine proeuropäische Wissenschaftlerin wie mich ist eine „Vision“ für die Zukunft Europas schwierig zu zeichnen, wenngleich das vielleicht heute unsere Aufgabe sein sollte. Letztes Jahr sind unzählige Appelle für ein „neues europäisches Projekt“ laut geworden: ein Projekt, das sich den gegenwärtigen Herausforderungen stellen und insbesondere eine Alternative bieten kann zu Nationalismus und Populismus, die immer gefährlicher werden und die Union auseinanderzureißen drohen. Diesen Appellen liegt das Verständnis zugrunde, dass das Übel, das die EU heute heimsucht, eine „Werte- und Ideenkrise“ ist und dass es diese tiefgreifende Krise ist, die die Grundlage für den politischen Virus „Populismus“ bietet, einen Populismus, der einfache und eindrucksvolle Antworten bietet.

Krise der Ideen und Werte

Diese „Ideenkrise“ ist weder neu, noch kam sie überraschend. Seit den frühen 1990er-Jahren – in einer Zeit, in der sich das Europäische Konstrukt schnell verändert und sowohl seine territoriale Ausdehnung als auch seine Kompetenzen ausgeweitet hat – haben sich Wissenschaftler Gedanken darüber gemacht, was aus dem Projekt der europäischen Einigung wird und was aus ihm werden könnte. Tommaso Padoa-Schioppa kommentierte bereits vor einem Jahrzehnt, dass sich Europa schon lange von dem Epos entfernt habe und nicht mehr auf Leidenschaften, sondern auf Interessen beruhe. Für den scharfsinnigen Beobachter war „Europa nicht mehr auf der Suche nach einem höheren Gut, sondern schlicht auf der Suche nach Wohlstand“. Vielleicht hielt dieses Gerüst auch ohne große „Leidenschaften“, zumindest solange dieser Wohlstand für einen großen Teil der Europäer greifbar war. Aber es scheint, das dem nicht mehr so ist.

Es ist bezeichnend, dass in dieser Krise, in der nach neuen „leidenschaftlichen“ Idealen gesucht wird, ausgerechnet zwei außenstehende

Figuren den Versuch wagten, die Europäer an ihre Rolle und Verantwortung – innerhalb und außerhalb der EU-Grenzen, zu erinnern. Die erste dieser beiden Figuren war US-Präsident Obama während seiner Europa-Tour im April 2016, als er in einer Rede in Hannover davor warnte, welche Gefahren drohen, wenn „ein geeintes, friedliches, liberales und pluralistisches Europa beginnt, an sich zu zweifeln“. Es wäre leicht, Obamas mahnende Worte als simple geopolitische Geste zur Unterstützung wichtiger Verbündeter in der EU abzutun. Nichtsdestominder sollten wir uns fragen, wieso Obamas Bitte an „die Völker Europas, nicht zu vergessen, wer ihr seid“, so viel Aufmerksamkeit erhalten hatte.

Der zweite Fall ist für mich noch verblüffender und ereignete sich im Mai dieses Jahres anlässlich der Verleihung des Karlspreises – eines

ITALIEN

Preises „für den Beitrag im Dienste der Europäischen Einigung“ – an Papst Franziskus. Inmitten von Jean-Claude Juncker, Martin Schultz, Donald Tusk und Staats- und Regierungschefs der EU mahnte Papst Franziskus in einer leidenschaftlichen Ansprache, dass es Teil der Seele Europas sei, sich „wieder aufzurichten und aus den eigenen Grenzen hinauszugehen“ und forderte die versammelten Führungspersönlichkeiten dazu auf, sich an den Gründungszweck der EU zu erinnern, nämlich „ein Europa, das die Rechte des Einzelnen fördert und schützt, ohne die Verpflichtungen gegenüber der Gemeinschaft außer Acht zu lassen“.

Bei der Verleihung scherzten Juncker und Schulz ihrerseits, dass die EU in großen Schwierigkeiten sein müsse, wenn sie beim Papst Rat suchen muss. Im Fokus der Aufmerksamkeit hätte jedoch nicht die Ironie einer päpstlichen Intervention selbst sein sollen, sondern die tiefer liegenden „zeitlichen“ Gründe, die er für diese „Glaubenskrise“ verantwortlich machte. Das Vertrauen in das Projekt Europa ging nicht einfach deshalb verloren, weil die Europäer aufgehört haben, daran zu glauben. Der Vertrauens-

verlust ist ein Resultat der wachsenden Kluft zwischen dem „europäischen Ideal“ des geteilten Wohlstandes und der alltäglichen Realität vieler Europäer. Europa ist zu einem zutiefst gespaltenen Ort geworden.

Auf der Suche nach einer neuen Vision für Europa können wir daher die politischen Wunschvorstellungen nicht von den politisch-wirtschaftlichen trennen. Großartige neue Ideale werden ohne Maßnahmen für eine inklusive Union nicht ausreichen, um dieser „Kultur des Zweifels“ entgegenzutreten, die so viele Europäer vor den Kopf gestoßen hat.

Wir sollten nicht den Papst dafür brauchen, um uns daran zu erinnern. Doch genau damit schloss Papst Franziskus seine Ansprache. Er mahnte die versammelten EU-Chefs, dass „wir uns kein anderes Europa vorstellen können, wenn wir jungen Europäern keine würdige Arbeit geben, wenn Europa keine neuen Wirtschaftsmodelle bieten kann, die in höherem Maße inklusiv und gerecht sind und nicht darauf ausgerichtet sind, nur einigen wenigen zu dienen, sondern vielmehr dem Wohl jedes Menschen und der Gesellschaft.“

Eine starke Vision für die Zukunft Europas ist zu diesem historischen Zeitpunkt wichtig, aber ein „neues und verbessertes“ europäisches Projekt muss in erster Linie gerechte soziale, wirtschaftliche und politische Rechte für alle garantieren, damit jene, die sich heute von Europa im Stich gelassen fühlen, sich nicht unweigerlich jenen politischen Kräften zuwenden, die ihnen versprechen, sie vor ebendiesem Europa zu schützen.

Übersetzung aus dem Englischen von Michael Freund und Judith Moser



LUIZA BIALASIEWICZ (44) ist politische Geografin und Jean-Monnet-Professorin für EU-Außenbeziehungen am Department für europäische Studien an der Universität von Amsterdam. Bis 2011 war sie Senior Lecturer am Royal Holloway, einem College der University of London. Foto: Universität Amsterdam



Das Kolosseum aus dem antiken Rom ist das größte je erbaute Amphitheater der Welt (72 bis 80 n. Chr.). Über 80 Eingänge – vier davon waren der obersten Schicht vorbehalten – konnten rund 50.000 freie Bewohner Roms bei freiem Eintritt hineingelangen, um teils sehr grausame Belustigungen wie Gladiatorenkämpfe oder Tierhetzen zu sehen.



Das Gemeinsame im Verschiedenen

„Skulptur Europa“ nennt die österreichische Künstlerin Matta Wagnest ihr großangelegtes Kunstprojekt. In EU-Hauptstädten will sie begehbare gläserne Labyrinth installieren.

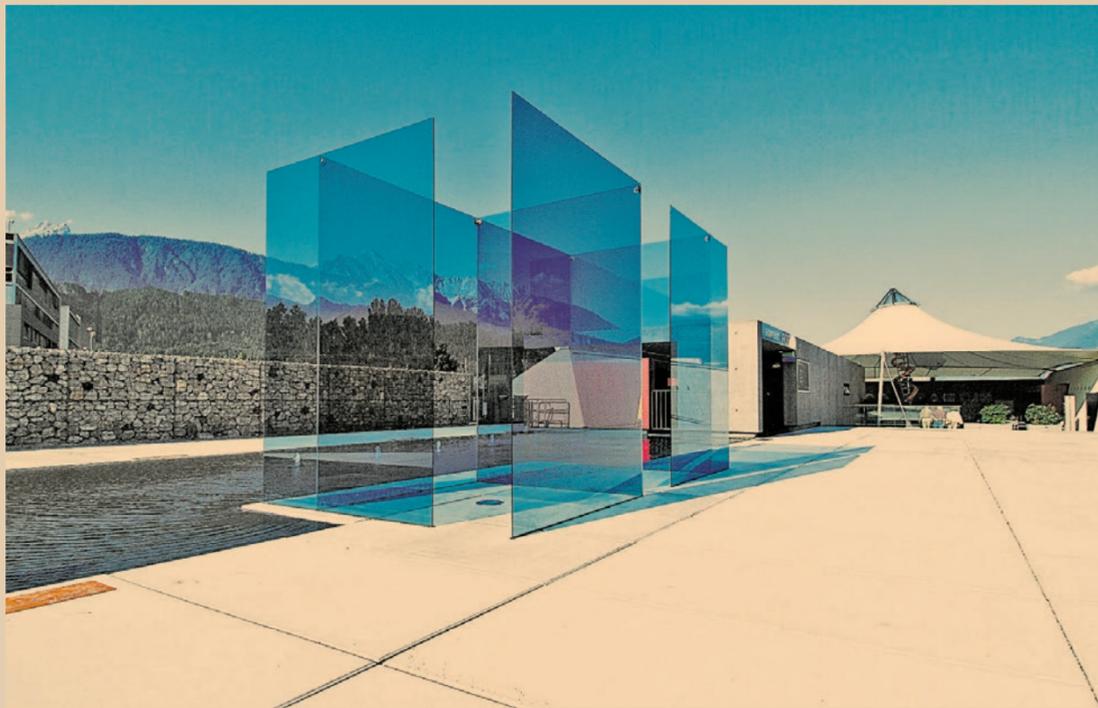
Andrea Schurian

Wien – Jeder Satz ein kleines Grundsatzmanifest; ein mäandernder Lehrausgang in die aus Kürzeln, Formen, Schlagworten, Farben, Fotos, Videos, Objekten, Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen, Konzepten und Projekten bestehende Kunstwelt von Matta Wagnest. Mit weit hausholenden Gesten erklärt sie, worum es geht, im Leben, in der Kunst – und in der (Welt-)Politik. Zum Beispiel um „das Gemeinsame im Verschiedenen“, wie bei *Skulptur Europa*, ihrem derzeitigen Herzprojekt.

Zunächst in den Städten der EU-Mitgliedstaaten, später am liebsten rund um die Welt, möchte sie ihre begehbaren, labyrinthischen Objekte implantieren: als „Verortung eines Diskurses, der letztlich nur global zu führen ist.“ Gläsern, natürlich, Transparenz sollte wichtigstes Kriterium bei politischen Entscheidungsfindungen sein. Und labyrinthisch, ja, weil man „im Unterschied zu einem Irrgarten im Labyrinth letztendlich immer zur Mitte kommt.“

Gemeinsam mit lokalen Politikern möchte sie die unterschiedlichen Farbtonungen und Grundrisse dieser architektonisch anmutenden Glaskonstrukte verhandeln, „weil das Lokalkolorit wichtig ist und die Grundrisse der Staaten unterschiedlich sind. Das Individuelle, das Lokale ist bedeutsam – in einem großen Rahmen. Alles ist eingebunden in ein größeres Ganzes. Auch der Planet Erde ist nur fuziklein im gesamten Universum.“ Matta Wagnest ist, „natürlich!“, spirituell: „Ohne Spirit kann man nicht denken, nicht leben. Auch Agnostiker und Atheisten werden den Spirit vermutlich nicht negieren.“ Liebe, sagt sie dann auch noch, sei ein wesentliches Thema ihrer Arbeit: „Liebe im Sinn des Potenzials: Der Liebende muss großzügig sein.“

Eines ihrer Bilder heißt *Analyse*, denn „ohne Analyse geht es nicht. Sie muss natürlich dem standhalten, was sinnvoll und



„Ford Crystal Blue“ aus dem Jahr 2001 bildet ein erweiterbares Modulsystem aus blauem Float-Glas – Matta Wagnests Werk steht in Wattens in den Swarovski-Kristallwelten. Gefordert sind die Betrachter als Akteure. Am liebsten würde Wagnest ihre Objekte rund um die ganze Welt implantieren.

Foto: Anatol Jasioty

notwendig ist – im Sinne von Notwendend.“ *Skulptur Europa* ist die logische Fortsetzung ihrer *Transcendant Spaces*, mit denen sie sich seit den 1990er-Jahren beschäftigt: konzeptuelle Versuche über die Wahrnehmung; über das Innen und Außen; über das Sichtbare und Unsichtbare; über die Auflösung von Raum und Zeit; und darüber, dass Betrachtende immer auch Akteure sind, Mitwirkende in einer ausgeklügelten Kunstinszenierung.

Transparenz

Ford Crystal Blue aus dem Jahr 2001 etwa – ein erweiterbares Modulsystem aus blauem Float-Glas – steht in Wattens in den Swarovski-Kristallwelten, im Hintergrund erhebt sich monumental die Nordkette. Eines ihrer ersten Gebäude installierte sie 1993 im 20er-Haus: *Deconstruction: Blue Box*, ein artifizierender Raum, der sich selbst genügt – ebenso wie das orangefarbene Glashäuschen, das sie sechs Jahre später für den Steirischen Herbst entwarf und das in seiner Einfachheit an Kinderzeichnungen erinnert.

Auf dem Kunstmarkt ist Wagnest, Jahrgang 1964 und aufgewachsen in St. Martin am Wöllmissberg, einem 800-Seelenkaff in der Steiermark, eine Außenseiterin. Jetzt. In den 1990er-Jahren gehörte die Peter-Weibel-Schülerin zu den jungen Stars der Szene, mit Istanbul-Biennale-Teilnahmen und Ausstellungen in Tokio und

New York, Österreich sowieso.

Bis 1996, als sie sich abrupt in die innere Emigration begab. Ein Berlin-Stipendium und eine Ausstellung im Hauptraum der Secession ablehnte. Derart gnadenlose Konsequenz verzeiht der Markt kaum. Nach drei Jahren meldete sie sich mit einer Porträtserie zurück, deren Vorbild Übermalungen von Arnulf Rainer sein könnten. „Es ist“, sagt sie und schließt die Augen, „die Aufarbeitung eines Übergriffs. Es geht um das Ertragen von Grausamkeiten. Und darum, ihnen nicht zu erliegen. Demut zu entwickeln, dass man durchs Nadelöhr gehen kann.“

Atemhauch

Über das immer gleiche Porträtfoto schmierte und schlierte, klatschte und strich sie Farbe, Rot, Orange, Lila, Schwarz. Dicht und dichter wurden die Farbbalken, bis zuletzt abstrakte Malerei übrig blieb. Matta Wagnest, Mutter von vier Buben zwischen acht und fünfzehn Jahren, hatte sich wieder gefunden.

Schöpfungszyklus nennt sie denn auch selbstbewusst ihre Bilderserie *Soplo*, was auf Portugiesisch so viel wie Atemhauch bedeutet. Sparsame, hochpoetische Farbgesten in liturgischem Schwarz und Lila „zur Verortung von Raum und Zeit. Die zwei Farben haben mich gesucht“, sagt sie und lacht. „Heimo Zobernig hat einmal gesagt, das Bild müsse vorher im Kopf entstehen. Bei mir ist

das nicht so. Bei mir entsteht es im Tun. Kunst ist eine Art von Introspektion: Das, was nicht wahrgenommen wird, nimmt der Künstler wahr. Das sollte viel größeren Einfluss auf unser tägliches Leben haben.“

Virtualität

Unter dem Titel *Schattengeist* wird sie beim Steirischen Herbstes in der Grazer Minoritenkirche eine Auswahl ihrer goldfarbenen Schrift-Bilder zeigen, denn „Gold ist das Branding dieser Welt!“ In die goldglänzenden, abgewrackten Schiffsrümpfe hat sie Worte wie „cool“ gepinselt, „weil es eine coole Sache wäre, wenn wir alles ganz anders machen könnten. Es geht um einen Paradigmenwechsel. Die Boote sind durch die Flüchtlingsproblematik in den Fokus geraten. Aber mich beschäftigt auch der Kolonialismus vor fünf-hundert Jahren und was wir Europäer damals schon alles falsch gemacht haben.“

Cool, sagt sie zum Abschied, wäre klarerweise auch, wenn sie *Skulptur Europa* endlich realisieren könnte: real – und virtuell im globalen Dorf. Zwecks dringend anzustoßendem Diskurs über Transparenz, über gläserne Menschen und ebensolche Decken, über Lokalkolorit und universelle Liebe.

KURZ GEMELDET

Francesca Habsburgs TBA21 bleibt in Wien

Wien – Francesca Habsburgs TBA21 bleibt in Wien. Den Verbleib ihrer Kunstinstitution argumentierte sie mit der Verpflichtung, gegen Nationalismen einzutreten. Auch im Augarten wolle man bleiben, den Standort aber nicht mehr mit dem Gustinus-Am-brosi-Museum teilen. (kafé)

Ryan Gosling in „La La Land“ eröffnet Venedig

Venedig – Das Filmmusical *La La Land* von US-Regisseur Damien Chazelle eröffnet am 31. August die 73. Filmfestspiele von Venedig. Ryan Gosling spielt in der Hommage an die goldene Zeit der US-Musicals einen Jazzpianisten. Der Film läuft auch im Wettbewerb, teilte das Festival mit. (kam)

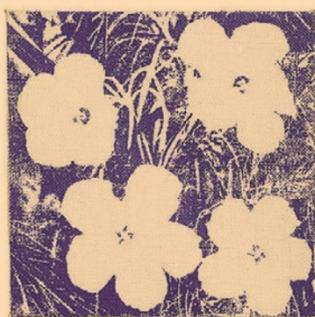
Kiesler-Preis 2016 für Architekt Andres Jaque

Wien – Der spanische Architekt Andres Jaque erhält den Friedrich Kiesler-Preis. Die von der Republik Österreich und der Stadt Wien vergebene Auszeichnung ist mit 55.000 Euro dotiert. (APA)

EVERYBODY WANTS SOME!! im GARTENBAUKINO

TIPP SPEZIAL

KUNSTBERATUNG



Andy Warhol, Flowers, 1964, verkauft um EUR 113.400

KUNST VERKAUFEN

Für unsere Herbstauktionen 2016 suchen wir noch hochwertige Kunstwerke aller Sparten.
Zeitgenössische Kunst – Klassische Moderne – Jugendstil & Design – Antiquitäten – Bilder des 19. Jahrhunderts – Alte Meister

Sie sind an einem Verkauf interessiert?
Senden Sie vorab ein Bild oder reservieren Sie gleich einen Termin!

im Kinsky

Auktionshaus im Kinsky GmbH, Palais Kinsky, 1., Freyung 4,
T: +43 (0)1 / 532 42 00, office@imkinsky.com

WIEN



Oskar Mulley, Berghof (Garmisch), um 1935, Weltrekord von EUR 126.000

bezahlte Anzeigen
Informationen: T: 01/531 70-133 und -410, F: -479
E-Mail: kulturanzeiger@derStandard.at

Eine literarische Stimme aus Spanien zur Idee Europa

Man muss es richtig wollen

Ein vereintes, grenzfreies Europa war lange Zeit eine Utopie, von der nur wenige geglaubt haben, dass sie möglich ist. Über vermeintlich verrückte Ideen, den Wunsch, zu den eigenen Schafen zurückzukehren, und hoffnungsvolle Modellbeispiele.



Im Zentrum der Plaza Mayor, des Hauptplatzes von Madrid, steht ein Reiterstandbild zu Ehren des spanischen Königs Philipp III. (1578–1621).

Elia Barceló

Alles ist eine Frage der Liebe – oder besser: dass man sich verliebt. Und dann noch Fantasie. Man füge noch Arbeit und Mut hinzu, und es gibt nur sehr wenige Dinge, die die/wir Menschen nicht tun können, wenn wir/sie wirklich wollen, dass sie geschehen. Der Punkt ist, dass man es richtig wollen muss, man muss sich in eine Idee verlieben und alle notwendigen Schritte unternehmen, um sie zu verwirklichen.

In Europa ist uns das viele Male passiert, und viele Ideen, die ursprünglich unmöglich schienen, wurden Wirklichkeit: dass die Menschen das Recht haben, ihr Glück in dieser Welt selbst zu bestimmen; dass die Regierungen demokratisch gewählt werden; dass es auf der ganzen Welt das Wahlrecht für Männer und Frauen gibt – und alle Stimmen gleich

SPANIEN

zählen; dass die Religion ein Recht ist, aber keine Pflicht; dass die Agnostiker und Atheisten genauso respektiert werden wie die, die eine Religion praktizieren; dass über die Sexualität frei verfügt werden und jeder Bürger sein Geschlecht bestimmen kann, unabhängig davon, mit welchem Körper man geboren ist.

Diese und viele anderen Ideen, die anfangs verrückt schienen, haben wir nun so weit verinnerlicht, bis zu dem Punkt, dass sogar unsere Gesetze für sie geändert wurden. Und damit haben wir gezeigt, dass Pluralität nicht im Chaos endet, wie man uns in meiner Kindheit im Spanien der Franco-Zeit glauben machen wollte, sondern dass genau das Gegenteil eintritt: Wohlstand, friedliches Zusammenleben, eine vielseitigere und fortschrittlichere Gesellschaft.

Viele neue Ideen verschrecken große Teile der Bevölkerung, wenn sie traditionellen Werten widersprechen oder diese angreifen. Daher ist es wesentlich, dass diese häufig und mit großer Klarheit vorgestellt werden, damit sich die Leute langsam in sie verlieben können. Ein vereintes, grenzfreies Europa mit einer einheitlichen Währung und einer gemeinsamen Zukunft war für lange Zeit eine Utopie, von der nur we-

nige geglaubt haben, dass sie möglich ist. Zweifelsfrei hat sie sich in den vergangenen Jahren bis zu dem Punkt entwickelt, dass uns in den meisten Teilen Europas ihre Existenz offensichtlich zu sein scheint, so selbstverständlich wie das demokratische Fundament, mit dem der Staat unsere Freiheiten garantiert, und sie erscheint uns auch so natürlich wie die Jahreszeiten.

Deshalb ist es wichtig, schon ab dem Kindergarten in Erinnerung zu bringen, dass diese Freiheiten und diese Rechte mit viel Anstrengung, Einbildungskraft, Arbeit und Kampf erworben wurden.

Wenn ich heute Parteien sehe, die sich für einen EU-Austritt einsetzen und versuchen, Wählerstimmen zu bekommen, indem sie die Angst als Instrument missbrauchen, dann erscheint mir dieser Wunsch, in die Dörfer zu den eigenen Schafen zurückzukehren, verdächtig.

Ich gestehe zu, dass die Migrationsbewegungen uns in einem Moment überraschend erwischte haben, in dem Europa noch nicht so konsolidiert ist, dass man mit Leichtigkeit so viele traumatisierte Personen aufnehmen kann, die überdies aus Kulturen und Religionen kommen, mit denen wir nicht gewohnt sind zusammenzuleben.

Aber ich bin überzeugt, dass wir das schaffen können, dass es mehr als alles andere eine Frage des Willens ist. In allen Ländern der Union gibt es Beispiele, wie man eine Krise dieser Größenordnung bewältigen kann. In allen Teilen der Union gibt es Musterbeispiele, wie man mit einer Krise dieser Spannweite umgehen kann. Überall gibt es Beispiele für Solidarität, Zivilcourage, Fantasie, um die drängendsten Probleme zu lösen.

Es ist unabdingbar, dass die Kommunikationsmedien zusammenarbeiten, um die Idee zu verbreiten, dass es sich nicht um unlösbare Probleme handelt. Man kann vieles machen, das unmöglich erscheint, wenn wir alle wollen, dass sich die Realität ändert. Die Rechte der Könige und der Aristokraten erschienen auch un-

antastbar, und dennoch sind sie verschwunden. Uneheliche Kinder waren Bürger zweiter Klasse. Homosexuelle wurden eingesperrt und sogar hingerichtet. Frauen lebten den Männern unterworfen, und allen, Frauen und Männern, wurde eine Religion diktiert, die sie nicht gewählt haben und von der sie sich auch nicht verabschieden konnten.

Wir haben in letzter Zeit viel erreicht und können noch viel mehr erreichen, wenn wir weiterhin für die Idee eines vereinten, starken und freien Europa brennen, wo Raum ist für viele Meinungen und verschiedene Lebensformen, wo die Bürger sich vereinen und ihre Ansichten öffentlich verbreiten können ohne Furcht vor Strafe und Repressalien; wo man keinen „starken Mann“ erwarten muss, der uns im Tausch gegen unsere beschnittenen Rechte vor nichts rettet.

Für all das muss Europa präsent bleiben, und im Alltag in positiver Weise als Botschaft bei allen ankommen.

Wenn wir wollen, wenn wir fortfahren, die Idee Europa zu lieben, dann werden wir eine pluralistische, friedliche, freie und geistreiche Gesellschaft erreichen, die mit Arbeitseifer Lösungen entwickelt für Probleme, die auf uns zukommen – und das werden sie sicher tun, denn so ist das Leben. Die Frage lautet genau so: Wollen wir?

Übersetzung aus dem Spanischen von Alexandra Förderl-Schmid



ELIA BARCELÓ (59) ist eine spanische Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin, die fantastische Romane und Erzählungen, Science-Fiction und Jugendbücher schreibt, in Innsbruck lebt und dort an der Universität spanische Literatur, Landeskunde und Creative Writing unterrichtet. Foto: Barceló

HANS RAUSCHER

Europas „populistischer Moment“?



Wir müssten uns daran gewöhnen, dass die Vielfalt nun einmal da sei, in Gestalt zahlreicher anders aussehender, vorläufig anders redender und auch anders denkender Menschen, sagt der Bürgermeister des burgenländischen Ortes Neudorf, Dieter Posch. Es gehe nur noch darum, wie man diese neue Situation managt. Der Sozialdemokrat und humanistische Pragmatiker Posch gewinnt Wahlen, während sein Parteikollege Hans Niessl in einer Koalition mit der FPÖ und „strenger“ Asylpolitik den Freiheitlichen die Wähler zutreibt. (Norbert Hofer bekam im Burgenland

62 Prozent). Österreich ist aber für die neue Situation nicht gerüstet. Die Psychologin Christiane Spiel und der Wiener Jugendanwalt Ercan Nif, zugleich im Wiener Netzwerk für Deradikalisierung, halten die alten Strukturen und Konzepte – in Schulen, Kindergärten und der Sozialbürokratie – für veraltet, daher weitgehend wirkungslos.

Diese Diagnose wurde im Rahmen einer wissenschaftlichen Tagung des Ustinov-Instituts zur Erforschung von Vorurteilen gestellt („Toleranz und Radikalisierung in Zeiten sozialer Diversität“). Sie fällt in Zeiten, wo der Rechtspopulismus in Europa aus genau dieser Diversität seine negative Kraft bezieht. Am selben Tag wie die Ustinov-Tagung trafen sich Heinz-Christian Strache und Marine Le Pen zu einem gegenseitigen Motivationsfest in der Vösendorfer „Pyramide“. Der gemeinsame Feind war das liberale, menschenrechtsfreundliche, auf Zusammenarbeit aufbauende Europa.

Es scheint „Europas populistischer Moment“ zu sein. Das liberale Europa wird also kämpfen müssen – allerdings, wie der deutsch-amerikanische Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller kürzlich in Wien sagte, nicht, indem man so werde wie die Populisten selbst (ein Video-Interview auf derStandard.at zu sehen).

Populisten seien zwar antipluralistisch („nur wir sind das wahre Volk“) und daher tendenziell antidemokratisch, man dürfe sie aber nur mit demokratischen Mitteln bekämpfen. Statt moralisch zu diskreditieren, sollten liberale Demokraten erst einmal diskutieren – und sei es, um die Fakten geradezurücken. „In Fällen, in denen Populisten Volksverhetzung betreiben oder gar zur Gewalt aufrufen, greift das Strafrecht. In allen anderen jedoch muss man nun mal die Ansprüche und nicht nur die vermeintlichen Ängste der Bürger ernst nehmen.“

Das ist wohl so, aber hinzuzufügen wäre, dass die liberalen Demokraten in der Auseinandersetzung mit den (Rechts-)Populisten das Handwerkliche und das Psychologische vernachlässigen. Social Media sind eine Domäne, in der die liberalen Demokraten dringend nachrücken müssten. Professionelle Faktenchecker, die – etwa in TV-Diskussionen – den populistischen Lügen sofort die Luft herauslassen, können in Parteizentralen oder auch liberalen NGOs sitzen.

Vor allem aber muss die Herausforderung als das begriffen werden, was sie ist: Der Rechtspopulismus will dieses immer noch immens erfolgreiche, sichere und freie Europa zerstören. Es ist ein Kampf mit einem Gegner, der keine Kompromisse eingeht. hans.rauscher@derStandard.at

Wir sollten Europa führen, nicht verlassen

Wer drinnen ist, kann gestalten. Das gilt insbesondere für die Europäische Union. Großbritannien muss endlich seine Vergangenheit loslassen und seine Zukunft zu gestalten beginnen.

Gordon Brown

Kann Großbritannien sich jemals mit dem Gedanken versöhnen, Teil von Europa zu sein? Wenn man die aktuellen britischen Schlagzeilen über die Volksabstimmung vom 23. Juni zur weiteren Mitgliedschaft in der Europäischen Union betrachtet, scheint die Antwort ein entschiedenes Nein zu sein.

Die Befürworter eines Austritts aus der EU setzen auf die Angst vor unkontrollierter Einwanderung und vielen anderen angeblichen Gefahren für den britischen Lebensstil – ob sie nun durch Bomben oder durch Boote verursacht werden. Ihre Gegner, die wollen, dass Großbritannien Teil von Europa bleibt, betonen ein anderes Risiko: den Verlust von Arbeitsplätzen, die vom europäischen Handel abhängig sind.

Durch die ständigen Parolen rund um diese Themen werden unterschiedliche Weltanschauungen sichtbar: Die Rhetorik der EU-Gegner beschwört den Geist von Dünkirchen des Jahres 1940 – eine eigenständige Nation, die immun gegen einmarschierende Armeen und Truppen ist und eine leidenschaftliche Unabhängigkeit von Europa genießt.

Theoretisch steht die Kampagne der EU-Befürworter für eine andere Art von Großbritannien: offen, engagiert und international ausgerichtet. Aber die konservative Partei ist zu diesem Thema tief gespalten, und viele ihrer prominentesten Sprecher sind im Feuer der EU-skeptischen oder -feindlichen Medien weich geworden. Daher treten sie oft für eine halbherzige Beziehung zu Europa ein – für ein Land, das sich nicht voll engagiert, sondern in der Schwebe bleibt. Ein positives, prinzipientreues und fortschrittliches Engagement für die Mitgliedschaft Großbritanniens in der EU muss erst noch entstehen.



Wenn man den Kaffeesatz nur lesen könnte. Oder den Teesatz. Der britische Premierminister David Cameron hat sich jedenfalls deklariert, hängt doch auch sein politisches Schicksal mit dem Ausgang des Referendums zusammen.

Foto: Reuters

Großbritannien hat jetzt die Möglichkeit, bei der Gestaltung der nächsten Stufe der europäischen Entwicklung an vorderster Front zu stehen. Im letzten halben Jahrzehnt des Postimperialismus hat sich Großbritannien bemüht, eine Rolle zu finden, die zur Gestaltung unseres Schicksals passt. Durch aktives Engagement innerhalb von Europa können wir zeigen, dass wir mehr sind als die Hälfte einer besonderen Beziehung zu Amerika, mehr als ein Achtundzwanzigstel der Nato und viel mehr als lediglich ein einzelnes Mitglied einer immer größer werdenden EU. Am 23. Juni sollten wir uns dazu bekennen, dass Großbritanniens Zukunft darin liegt, Europa anzuführen, und nicht darin, es zu verlassen.

Aus dem Englischen von Harald Eckhoff

Copyright: Project Syndicate

GORDON BROWN (65) war Premierminister und Schatzkanzler von Großbritannien. Er ist Sonderbeauftragter für weltweite Ausbildung bei den Vereinten Nationen und Vorsitzender der Internationalen Kommission zur Finanzierung globaler Ausbildungsmöglichkeiten.

LESERSTIMMEN

Kammer-Inserate

Betrifft: „Wie die Kammern inserieren“ von Marie-Theres Egyed

DER STANDARD, 15. 6. 2016

Der Vorwurf, die Wirtschaftskammern betreiben um teures Geld Eigenwerbung, entspricht nicht den Tatsachen: Denn Inhalte der Kommunikationsaktivitäten der Kammern betreffen nur Kernaufgaben der Arbeitgebervertretung, nämlich die Mitglieder über interessenpolitische Entwicklungen und branchenbezogene Services laufend zu informieren sowie das Ansehen des Unternehmertums in der Öffentlichkeit zu stärken.

Auch zu Zukunftsthemen wie etwa der Digitalisierung verfügen die Kammern über Know-how und Erfahrungen, daraus resultiert ein vielfältiges Serviceangebot. Dieses reicht vom E-Day über die Telefit-Roadshow bis zu Online-Ratgebern. Dazu kommen gemeinsame Werbeaufträge einzelner Branchen.

Den werblichen Auftritten wird im Übrigen gemäß den Grundsätzen der Sparsamkeit, Wirtschaftlichkeit und Zweckmäßigkeit nachgekommen. Herwig Höllinger
Generalsekretär-Stv. der
Wirtschaftskammer Österreich

Die schärfsten Pfeile im Köcher derjenigen, die wollen, dass Großbritannien in Europa bleibt, sind positive Argumente. Um die Bedürfnisse und Ziele der Briten im 21. Jahrhundert zu erfüllen, müssen wir die Vergangenheit loslassen und akzeptieren, dass die Gegenwart durch Globalisierung bestimmt und die Zukunft voller neuer Möglichkeiten ist. Aufgrund unserer zunehmenden Vernetztheit brauchen wir stärkere internationale Zusammenarbeit und Koordination, und genau dies bietet uns die EU.

Da die Befürworter eines Austritts die Globalisierung als Belastung wahrnehmen, suchen sie nach Schutz und Isolation und fordern die „Kontrolle“ zurück. Eine aktuelle, aber nicht repräsentative Umfrage ergab, dass 43 Prozent derjenigen, die auf jeden Fall abstimmen wollen, dafür sind, ihrem Land durch das Verlassen der EU die Kontrolle zurückzugeben – selbst wenn sie finanzielle Nachteile dadurch haben. Nur 23 Prozent sind dagegen.

Oberflächliche Betrachter könnten denken, ein nationaler Konsens über die europäische Zukunft nach der Wahl könne unmöglich erreicht werden. Aber es

gibt einen Weg nach vorn. Zuerst müssen wir erkennen, dass in einer immer stärker integrierten und vernetzten Welt jedes Land eine Balance zwischen der gewünschten nationalen Autonomie und der nötigen internationalen Zusammenarbeit finden muss.

Großbritannien sollte sich nicht zwischen Schwarz oder Weiß entscheiden müssen: zwischen totaler Autonomie, die den Bedarf



Gordon Brown: Müssen akzeptieren, dass wir durch Zusammenarbeit mehr erreichen als durch Isolation.

Foto: Reuters

an Zusammenarbeit mit unseren nächsten Nachbarn leugnet, oder völliger Integration in einen europäischen Superstaat, der die fortwährende Bedeutung nationaler Identität und Entscheidungsfindung ignoriert.

Für all diese Themen gibt es einen Weg nach vorn, der sowohl Großbritannien als auch Europa wettbewerbsfähiger, demokratischer und vertrauenswürdiger machen wird. Könnten wir zeigen, dass Chancengleichheit, Fairness und Sicherheit in Europa verbessert werden können – und dass wir uns stolz an die Spitze einer EU-Reformagenda stellen können –, dann würde vielleicht ein britischer Konsens entstehen.

Betrachten wir die Wirtschaft. Durch eine Balance zwischen Autonomie und Zusammenarbeit könnte Großbritannien in den nächsten zehn Jahren 500.000 zusätzliche Arbeitsplätze schaffen. Da das Land sich dem Euro nicht angeschlossen hat, kann es die Höhe seiner Zinsen weiterhin

ANTONIO FIAN

Betrogen

(Tag der Bundespräsidentenstichwahlwiederholung. Ein Wahllokal irgendwo im Burgenland. Wahlhelferin. Wählerin.)

WAHLHELPERIN (reicht der Wählerin einen Stimmzettel): Du kennst dich aus, nehme ich an.

WÄHLERIN: Tu' ich. Und ich bin zuversichtlich, diesmal wird's der Norbert.

WAHLHELPERIN: Schön wär's! Aber du wirst sehen, es wird wieder nix. Wir werden ja schon wieder betrogen.

WÄHLERIN: Glaubst du? Wie kommst du drauf?

WAHLHELPERIN: Der Kurt hat eine versteckte Kamera montiert in der Wahlkabine. Aus Vorsicht, nicht? Damit man weiß, ob alles mit rechten Dingen zugeht. Und –

WÄHLERIN: Gute Idee. Man ist ja ein gebranntes Kind.

WAHLHELPERIN: Und weißt du, was manche machen da drin? Was heißt, manche! Viele! Sie kreuzen den anderen an. Einfach so. Ohne jedes schlechte Gewissen.

WÄHLERIN (perplex): Na geh!

WAHLHELPERIN: Ob du's glaubst oder nicht.

WÄHLERIN: Aber dagegen muss man doch was tun können!

WAHLHELPERIN: Eben nicht! Der Kurt sagt, das ist gesetzlich gedeckt.

WÄHLERIN: Schöne Gesetze.

WAHLHELPERIN: Allerdings.

WÄHLERIN: Können wir die Wahl wenigstens wieder anfechten?

WAHLHELPERIN: Deswegen nicht, sagt der Kurt. Höchstens wenn das bekannt würde mit der versteckten Kamera. Dann könnt's gehen.

WÄHLERIN: Na, hoffen wir das Beste.

(Vorhang)



Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)

KRISE IN KROATIEN

Erweiterte Selbstzerstörung

Adelheid Wölfl

Es gibt Leute, denen reicht es nicht, wenn sie selbst untergehen; sie wollen auch die anderen mit sich in die Tiefe ziehen. Der Chef der konservativen kroatischen Parlamentspartei HDZ, Tomislav Karamarko, hat in den vergangenen Wochen vorgezeigt, wie man die eigene Partei und Regierung zerstört, die eigentlich gar kein Problem hatte – außer Karamarko selbst. Er hat nie verwunden, dass er nach der Wahl im Herbst nicht Premier geworden war. Durch den Korruptionsverdacht – wegen einer Zahlung an seine Ehefrau – wurde er selbst politisch nicht mehr tragbar, machte daraus aber eine Staatskrise.

Für die HDZ wäre es nun hoch an der Zeit, diese destruktive, irrationale und verantwortungslose Führung loszuwerden. Karamarko hat die HDZ in den letzten Jahren zudem nach rechts geführt. Der Ex-Geheimdienstchef ist selbst vor allem an den Sicherheitsdiensten interessiert, für die ökonomische Entwicklung des Staates, der seit Jahren in einer schweren Wirtschaftskrise steckt, hat er sich nicht engagiert. Dafür hat er seinen Freund Zlatko Hasanbegović als Kulturminister eingesetzt, der rechte Symbolpolitik betrieb.

Der moderatere Flügel der HDZ will zurück zu einem Kurs der Mitte, wie ihn die frühere HDZ-Chefin Jadranka Kosor und Ivo Sanader verfolgt haben. Viele wünschen sich Finanzminister Zdravko Marić als Kandidaten fürs Premiersamt, doch der ist derzeit kein HDZ-Mitglied.

RECHTE VERNETZUNG

Nationale Internationale

Conrad Seidl

Besonders begehrte Gesprächspartner sind die Rechten nicht. Wer vermeiden kann, bei Strache, Le Pen oder Wilders anzustreifen, der vermeidet das eben. Aber einander zu hofieren, das geht irgendwie.

Heinz-Christian Strache ist geschickt darin, die europäische Rechte zu vernetzen. Große Gemeinsamkeit gibt es zwar nicht, kann es wahrscheinlich auch nicht geben: Es ist ein Merkmal der Parteien am rechten Rand, dass sie wenig konkret werden, wenn es um ihre Ziele geht. Eine kräftige Portion patriotisches Pathos, ein beherztes Versprechen sozialpolitischer Wohltaten für die Landsleute – mehr erwarten die Wähler dieser Parteien nicht.

Was sie eint, ist auch nicht, was sie wollen. Was sie eint, ist das, was sie nicht wollen: keine Zuwanderung, keine Muslime, keinen ausländischen Einfluss und keine gemeinsame europäische Politik – das von der Rechten beschworene „Europa der Vaterländer“ ist eben keine Union, sondern Kleinstaaterei für kleingeistige Kleinbürger, die jegliche Veränderung fürchten, die sich jenseits ihres eigenen beschränkten Horizonts abzeichnet. Unbestreitbar gibt es diese Sorgen – und wenn die Regierungen der EU-Staaten ihnen durch wirtschaftspolitische Unentschlossenheit und europapolitisches Zaudern Nahrung geben, wird die nationale Internationale weiteren Zulauf bekommen.

Aber das ist kein Naturgesetz. Mit entschlossener Politik könnten auch gemäßigte Politiker punkten.

RUSSISCHE RIO-SPERRE

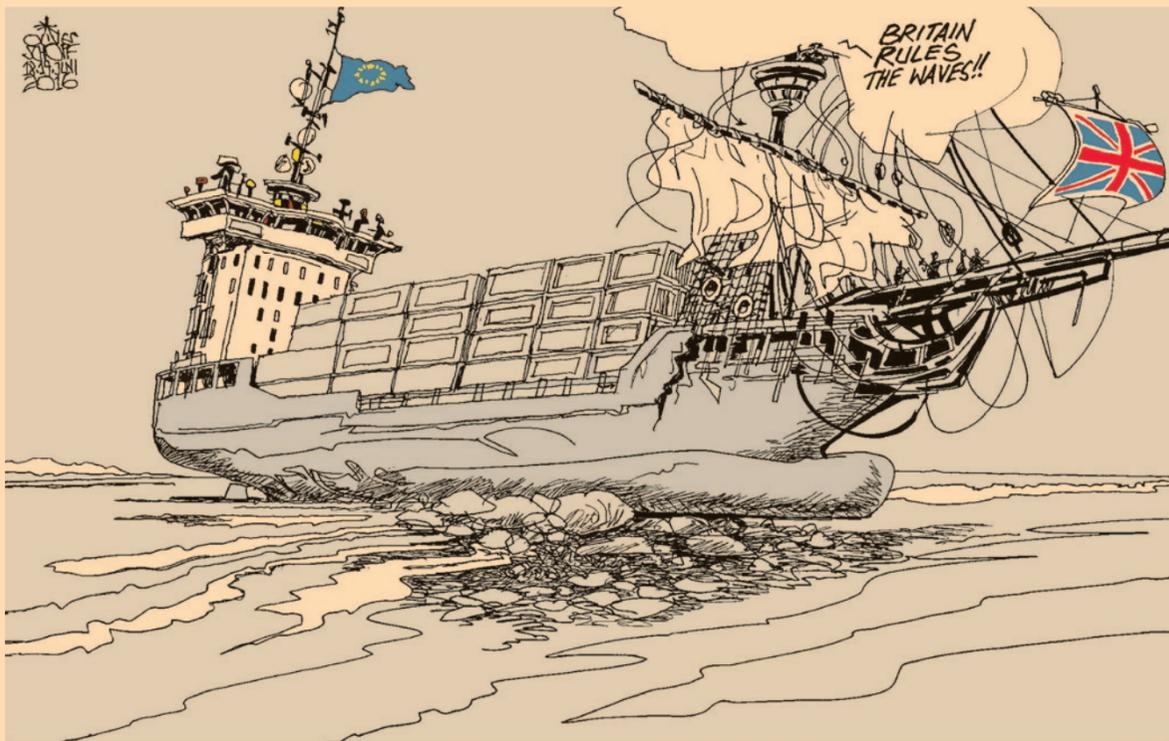
Olympische Willkür

Fritz Neumann

Recht geschieht ihnen, den Russen. Diese Feststellung mag in Zeiten wie diesen naheliegender sein. Und es war auch keine Überraschung, dass der Leichtathletikweltverband (IAAF) die Sperre des russischen Leichtathletikverbands verlängert hat. Die Russen waren mit vielen Dopingfällen auffällig geworden, zudem hatte einiges auf ein System dahinter hingedeutet. Nun sieht es ganz so aus, als wäre eine echte Größe in einer olympischen Kernsportart bei den Sommerspielen im August in Rio de Janeiro zum Zuschauen verurteilt. Dem Vernehmen nach soll eine Hintertür offenbleiben, könnten nachweislich „saubere“ russische Leichtathletinnen und -athleten beispielsweise unter der olympischen Flagge starten.

Möglich, dass sich das Internationale Olympische Komitee (IOC) so eine Reihe an Klagen erspart, deren Ausgang zumindest unsicher wäre. Wie kämen Einzelne dazu, um die Verwirklichung des Lebensstraums umzufallen, weil sich andere schuldig gemacht haben? Das wäre nicht mehr und nicht weniger als Sippenhaftung.

Das IOC muss sich den Vorwurf gefallen lassen, selbst nicht früher durchgegriffen zu haben. Bei vielen Ländern und in vielen Sportarten wurde allzu lange zugehört. Auf systematisches Doping hat es da und dort, sommers wie winters, mehr als nur Hinweise geben. Dass es nun ausgerechnet Russland ausgerechnet in der Leichtathletik erwischt, ist einigermaßen willkürlich.



derStandard.at/Cartoons

Wenn aus Hass Gewalt wird

Die Verschärfung des öffentlichen Diskurses trägt zu einer Radikalisierung bei

Alexandra Förderl-Schmid

Die Ermordung der Labour-Abgeordneten Jo Cox löst nicht nur in Großbritannien einen Schock aus. Auch wenn die Motive des Verdächtigen am Freitag noch nicht ganz klar waren, wirft die Tat grundsätzliche Fragen auf: Wie weit kann Hass gehen? Ist das eine Folge der Polarisierung der politischen Diskussionen, wie sie auch beim Präsidentschaftswahlkampf in Österreich zu beobachten war, und einer Radikalisierung, die zunehmend im Netz zu beobachten ist? Kann die Ablehnung von Politik und Politikern sogar zu tätlichen Übergriffen führen? Ist die Verschärfung und Verrohung des öffentlichen Diskurses ein Beitrag dazu?

Beispiele dafür gibt es viele. Auf Heinz-Christian Straches Facebook-Seite wünschte kürzlich jemand „eine schnelle Kugel“, und zwar „9 mm!!!“, für Bundeskanzler Christian Kern. Der Regierungschef reagierte im Parlament indirekt darauf, erinnerte an die Geschichte und daran, „dass sich die Gewalt der Worte sehr rasch in einer Gewalt der Taten entladen kann“.

In Deutschland wurden nach dem Angriff auf die wahlkämpfende Politikerin Henriette Reker Parallelen zur Ermordung des liberalen Außenministers Walther Rathenau durch Rechtsextremisten im Jahr 1922 gezogen. Die nunmehrige Kölner Oberbürgermeisterin überlebte im Vorjahr den Anschlag schwer verletzt, der Angreifer hatte „ein Zeichen gegen die Flüchtlingspolitik“ setzen wollen.

Auch Reker sieht nach dem Attentat auf Cox einen Zusammenhang zur aktuellen politischen Debatte: „Ausländerfeindliche Parolen münden unweigerlich in Gewalt. Wir alle tragen Verantwortung, dass es in Deutschland und Europa nie wieder so weit kommt“, war ihre Reaktion auf den Angriff auf ihre Politikerkollegin.

Dieser Appell bezieht alle ein, Stellung zu beziehen, wenn Kritik in Hass und Hetze umschlägt. Das ist nicht nur Aufgabe von Medien. Das gilt für Gespräche gleichermaßen wie für Kommentare im Netz. Im Windschatten rechter Bewegungen fallen Schranken – egal ob es gegen Ausländer, Frauen, Homosexuelle oder Andersdenkende und Andersgläubige geht. Darüber gibt es auch in Österreich derzeit eine öffentliche Debatte; vor allem weibliche Journalisten können von einer Zunahme verbaler Angriffe berichten.

Aber auch Facebook, Twitter und Co müssen rascher als bisher eingreifen, wenn hetzerische oder grob beleidigende Kommentare veröffentlicht werden. Wer einmal versucht hat, eine Löschung zu erreichen, weiß, wie schwierig das ist. Wenn notwendig, muss auch die Justiz eingreifen.

Aus vielen Zuschriften sprechen Verunsicherung und Angst vor einer Verschlechterung der Lebensbedingungen, das verlangt Antworten der Politik. Die Migrationsfrage hat auch die Debatte vor dem Referendum in Großbritannien dominiert. Es ging in den vergangenen Wochen nicht pri-

mär um die ökonomischen Aspekte eines Austritts aus der EU und Einflussmöglichkeiten in Brüssel. Die Flüchtlingskrise und das Visaabkommen mit der Türkei waren der Anlass für Nigel Farage's UK Independence Party, die Diskussion immer weiter zuzuspitzen.

Emotionalisierung und Polarisierung sind keine Phänomene, die auf Großbritannien beschränkt sind. Die Verachtung von Politikern, Entscheidungsträgern, „denen da oben“ hat ein gefährliches Ausmaß angenommen – gefördert durch Politiker, die vom Populismus profitieren.

KOPF DES TAGES

Arrogante Erscheinung, genialer Kicker



Cristiano Ronaldo, beinahe überirdischer Gegner des ÖFB-Teams bei der EM.

Foto: Reuters

beleidigt – auch bei Siegen seiner Mannschaft. Das kommt freilich selten vor. In 236 Einsätzen für Real Madrid in der Primera División etwa traf er 260-mal.

Zuletzt durfte sich Ronaldo nach dem entscheidenden verwandelten Strafstoß im Finale der Champions League gegen Atlético Madrid als Held feiern lassen. Der Held hat seinen Preis. Auf 110 Millionen Euro beläuft sich sein Marktwert. Mit 78 Millionen Euro Jahreseinkommen (davon rund 28 Millionen aus Werbeeinnahmen) ist er der Welt bestverdienender Sportler. Mit Manchester United und Real gewann er insgesamt dreimal die Champions League und wurde viermal Landesmeister.

Cristiano Ronaldo wurde 1985 als letztes von vier Geschwistern in Funchal auf Madeira geboren. Sein Vater starb 2005 51-jährig an Leber- und Nierenversagen. Ronaldo ist Vater eines sechsjährigen Sohnes. Von 2010 bis 2015 war er mit dem russischen Model Irina Shayk liiert. Achtjährig begann er bei einem Verein Fußball zu spielen, zwölfjährig wurde er von Sporting Lissabon verpflichtet. Mit 18 ging er zu Manchester United, seit 2009 spielt er bei Real.

Am Samstag kann er mit Portugal einen Riesenschritt Richtung EM-Achtelfinale tun. Birgit Riezingger

Sachbuch „Zehntausend Jahre Sex“: Ein neues Buch gibt freizügig Auskunft über Höhepunkte der Sexgeschichte. A 4 & A 5

Literatur Furioser Paukenschlag: **Bastian Schneiders** hinreißendes Debüt „Vom Winterschlaf der Zugvögel“. A 4

Architektur Trutzburg: Die Tate Modern in London wird mit einem kantigen Turm zur New Tate Modern. A 8

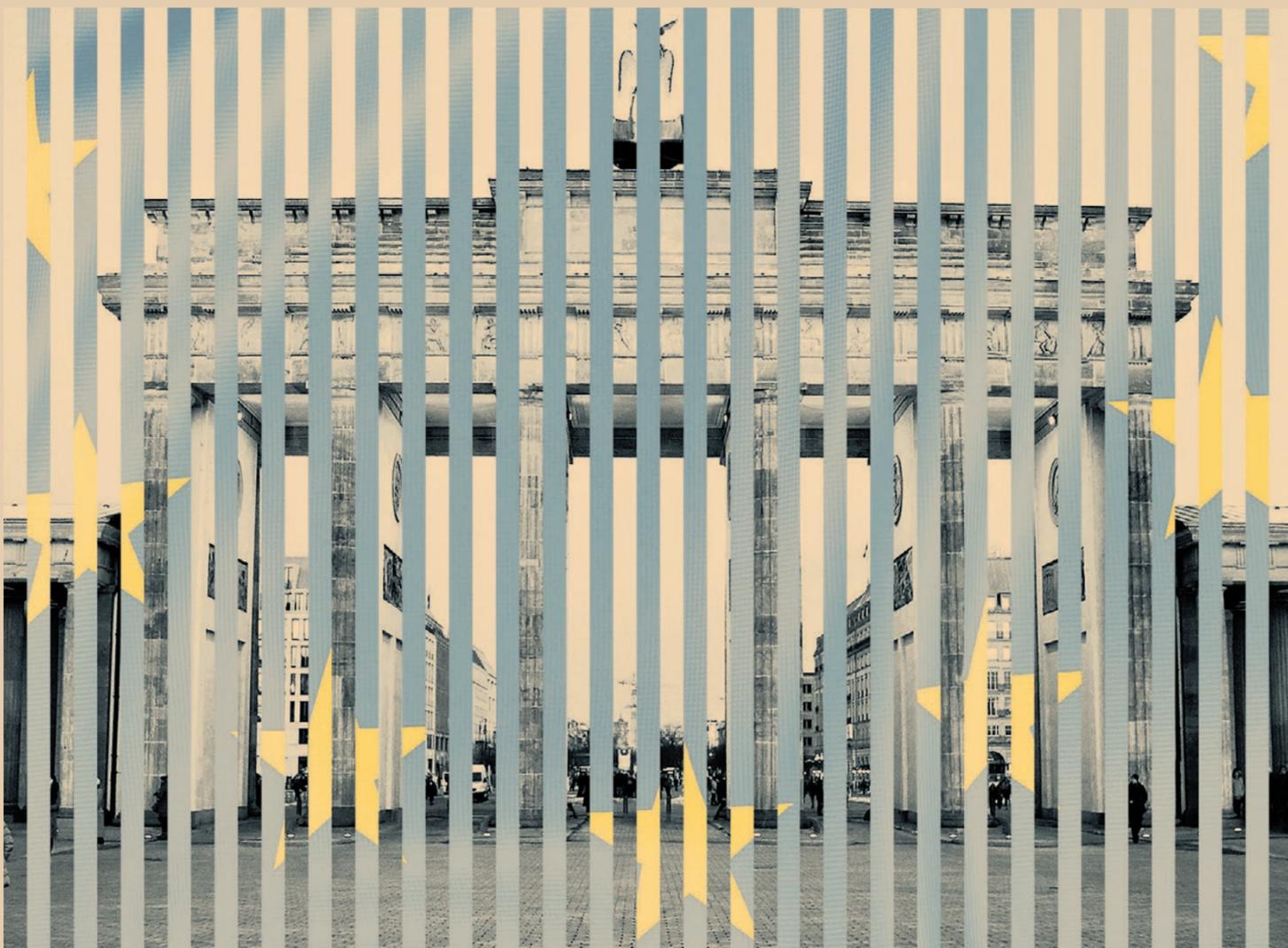


Foto: Reuters / Fabrizio Bensch

Das Brandenburger Tor in Berlin war Symbol des Kalten Krieges und wurde nach 1990 zum Symbol für die Wiedervereinigung Deutschlands und Europas.

Melancholische Festungsbewohner

Wie kann ein Europäer es vor sich rechtfertigen, einen Menschen, der zufällig in Afrika geboren wurde, nicht nach Europa zu lassen? Der Schriftsteller **David Wagner** über Austauschstudenten und das Mittelmeer als nasses Grab.

David Wagner

Letzte Woche blieb ich in der Berliner U-Bahn stecken. Kurz nach elf Uhr abends stoppte der Zug im Tunnel, das Licht ging aus. Ich saß in einem halbgefüllten Wagen, zufällig inmitten einer kleinen Gruppe von Erasmus-Studenten: eine Ukrainerin, eine Französin, zwei Italienerinnen, ein Italiener und eine Ungarin um mich herum – Klein-Europa in der U-Bahn.

Die Französin neben mir sagte, in der Pariser Métro passiere das auch hin und wieder, so kamen wir ins Gespräch, im Halbdunkel, nur das Schimmerlicht aus dem Tunnel und die Displays der Telefone erleuchteten den Wagen. Zwei junge, Hijab tragende arabische Frauen, die eine Bank weiter saßen, kicherten und schossen Selfies, ein Mann mit Bierflasche in der Hand rief von weiter hinten: „Scheiße, wann geht's weiter, ich muss aufs Klo!“ Die Lautsprecherdurchsagen des Zugführers waren kryptisch, er warnte nur immer

wieder davor, den Wagon zu verlassen, draußen liege die Stromschiene.

Die Ukrainerin sprach mit dem Italiener russisch, dann erzählte sie, nun auf Deutsch, dass sie sonst in Pisa studiere, ihr Auslandsjahr verbringe sie jetzt in Berlin. Das Telefon der blonden Ungarin klingelte, sie wechselte vom Deutschen ins Ungarische, die Pariserin sprach nun französisch – und mich überkam, obwohl eingesperrt in einer dunklen U-Bahn, diese Europa-Euphorie, die ich manchmal auch im Flugzeug am Fenster habe, mit ihr kommt die Sehnsucht, in möglichst allen europäischen Ländern und in Berlin zugleich zu wohnen, am liebsten in Frankreich, Italien, Österreich, Finnland und Spanien – in England aber auch.

Mauern fallen. Sie fallen alle

Von dem friedlichen Europa, in dem wir heute leben, konnten unsere Groß- und Urgroßeltern nur träumen. Mein Großvater kannte die Länder, aus denen die Austauschstudenten um mich herum

stammen – er musste sie während des Zweiten Weltkriegs besuchen, mit der deutschen Wehrmacht. Heute sind Staaten, die im Zweiten Weltkrieg gegeneinander Krieg geführt haben, eine Gemeinschaft – teils schon länger als ein halbes Jahrhundert. Wir könnten durchaus stolz darauf sein.

DEUTSCHLAND

Wissen wir, wie gut wir es haben? Erinnern wir uns daran, dass es einmal ganz anders war? Meine Tochter kann sich kaum mehr vorstellen, dass es früher Grenzen in Europa gab, ich muss sie manchmal daran erinnern, dass an der innerdeutschen Grenze scharf geschossen wurde und ich als Kind sogar für die Reise von Westdeutschland zu meiner Großmutter in Österreich einen Reisepass brauchte.

Traurig macht mich allerdings, dass es unser paradiesisches Europa, in dem wir von einem Land ins andere umziehen und überall studieren dürfen, nur mit gescherten Außengrenzen gibt. Unser Europa

ist eine Festung – und das sorgt für die Tragödien all derer, die so gern auch hier leben, arbeiten und sich frei bewegen würden. Das Mittelmeer ist eine breite Grenze – und ein großes, nasses Grab.

Wie aber kann ich, wie kann ein jeder Europäer es vor sich rechtfertigen, einen Menschen, der nur zufällig irgendwo in Afrika geboren wurde, nicht nach Europa zu lassen? Möchte Europa ein Verein nur für Mitglieder sein? Für immer? Soll es heißen: Tut uns leid, wir waren vorher da, unsere Vorfahren sind schon vor 50, 2000 oder 5000 Jahren hier angekommen, ihr seid zu spät? Normalerweise bin ich zu apathisch, mir darüber Gedanken zu machen, normalerweise verdränge ich auch das schlechte Gewissen und die Melancholie, die einen als Festungsbewohner überkommen können, nun aber, hier, eingesperrt in der U-Bahn, wurde mir wieder klar, dass Europa seine Grenzen nur verschoben hat. Früher wurde auf die geschossen, die aus der DDR fliehen wollten – heute ertrinken im Mittelmeer oder ersti-

cken, eingepfercht in einem Lastwagen, die, die nach Europa kommen möchten. Wir werden uns gut überlegen müssen, was für ein Europa wir sein wollen. Und ob wir für immer Festung bleiben wollen. Dabei müssten wir doch wissen: Mauern fallen früher oder später doch. Sie fallen alle.

Es dauerte etwas über eine halbe Stunde, dann wurde unser kaputter Zug von einem anderen aus dem Tunnel in den Bahnhof Alexanderplatz geschoben, wir verabschiedeten uns voneinander, unsere kleine europäische Gemeinschaft zerstreute sich.



DAVID WAGNER (45) ist deutscher Schriftsteller, er lebt in Berlin. Bekannt wurde er durch „Meine nachtblaue Hose“ (2000). Sein Buch „Leben“ erhielt 2013 den Preis der Leipziger Buchmesse. 2016 erschien „Sich verlieben hilft. Über Bücher und Serien“ (Verbrecher-Verlag).

Foto: EPA/Schmidt

Familie Europa

Die Schriftstellerin **Sofi Oksanen** über Sprachenvielfalt, Meinungsfreiheit und Russland als Grenznachbar.

Sofi Oksanen

Ich wurde in eine Welt geboren, in der ich lernte, mich als Finnin oder Estin zu bezeichnen. Oft hatte ich das Gefühl, dass man zwischen diesen Definitionen wählen musste – man kann nicht beides sein, obwohl ich mich meist als finnisch-estnisch fühlte. Je mehr ich Europa bereiste, umso mehr erkannte ich meine nordische Identität, und je mehr ich von der Welt außerhalb Europas sah, desto deutlicher fühlte ich mich als Europäerin. Trotz der Unterschiede haben europäische Länder viel gemeinsam. Nur werden diese Gemeinsamkeiten für so selbstverständlich gehalten, dass das Verbindende nicht wahrgenommen wird. Alle Europäer haben z. B. eine Beziehung zum Zweiten Weltkrieg. Ich hatte mich daran gewöhnt, diese Tragödie aus den unterschiedlichen Perspektiven der europäischen Länder zu behandeln, jedoch verstand ich das Verbindende dieser Geschichte erst, als ich Menschen traf, die von diesem Krieg eigentlich nichts wussten.

Während meiner Reisen durch die USA traf ich viele Menschen, die noch nie von Finnland, geschweige denn von Estland gehört

FINNLAND

hatten, auch nicht viel von anderen EU-Ländern, aber alle kannten Europa und wussten, wo es liegt. Die Vorstellungen von Europa ähnelten einander und hatten oft mit Kultur zu tun. Kein Wunder, ist doch das populärste und beherrschende Genre der Literatur – der Roman – eine europäische Erfindung. Und es handelt sich um keine belanglose Erfindung, beruht doch der größte Teil der beliebtesten Filme und Fernsehserien auf Romanen.

Mag ein Finne das mediterrane Zeitverständnis auch für anders als seines halten, so unterscheidet sich das europäische wiederum vom amerikanischen. Und als alt gelten dem Großteil der Amerikaner, abgesehen von der Urbevölkerung Amerikas, Dinge, die aus europäischer Perspektive sehr neu sind. Europäer sind sich auch über die Bedeutung und Notwendigkeit des öffentlichen Verkehrs einig. Dem ist nicht überall so.

Zum europäischen Selbstverständnis gehört auch die Sprachenvielfalt. Für uns ist es selbstverständlich, dass eine Regionalsprache mit wenigen Sprechern eine offizielle Sprache, auch Bildungssprache, sein kann. Weltweit ist das recht außergewöhnlich, genauso wie die Tatsache, dass die Staaten dieses Kontinents Spitzenränge in diversen Statistiken der Redefreiheit belegen. Auch wenn sich ein Staat wie Ungarn in

eine andere Richtung bewegt, so ist Europa, was Rede- und Meinungsfreiheit anlangt, im globalen Vergleich führend, und Europa ist es wichtig, diese Führung zu verteidigen.

Europa ist eine Familie, die beim Streiten nicht merkt, dass sie von außen betrachtet wie eine Familie wirkt. Wie in jeder Familie gehen Beziehungen in die Brüche, es gibt Mitglieder, die in der Familie weniger willkommen sind, und solche, die am liebsten nichts mit der Familie zu tun hätten. Trotz allem hat diese Familie immer eine gemeinsame Geschichte, sozusagen ein Zuhause: diesen Kontinent; und daran können nicht einmal die Populisten etwas ändern.

Wir hier an der Ostgrenze

Ich habe während meiner Schriftstellerinnenkarriere an vielen Diskussionen über die Zukunft Europas teilgenommen und immer wieder erfahren: Die Sorgen anderer Europäer sind andere als die Sorgen der Länder, die mit Russland eine gemeinsame Grenze haben. Für uns sind die Angelegenheiten Russlands Alltag, und oft scheint es, als ob unsere Alltagsorgen nur von anderen Pufferländern verstanden werden. Das fühlt sich einsam an, und Einsamkeit trennt. Aber ohne uns, die Grenznachbarn Russlands, wäre Russland euer Grenznachbar, und das wollt ihr doch nicht, oder?

Andere machen sich um andere Angelegenheiten Sorgen als wir hier an der Ostgrenze; also nehme ich an, dass auch wir kein großes Interesse an den Sorgen anderer haben; vielleicht ist gerade das die größte Herausforderung für Europa. Trotz unserer ausgeprägten nationalen Identitäten können wir nur Teil eines Kontinents sein und nur Teil der Gesamtheit eines Kontinents, aber damit wir dessen Vorteile verstehen könnten, müssten wir uns auch ausreichend für die Sorgen anderer Familienmitglieder interessieren und das uns Verbindende schätzen lernen. Im Familienalltag hat jeder seinen Zuständigkeitsbereich. Sonst bringt niemand den Mistkübel raus, und dass der Eiskasten leer ist, fällt erst auf, wenn man Hunger bekommt.

Aus dem Finnischen von Petra Hedman und Peter Kislinger



SOFI OKSANEN (39) ist eine finnisch-estnische Schriftstellerin und Dramaturgin. Sie schreibt auf Finnisch. Sie beschreibt ihre Werke als „Autofiktion“. 2014 erschienen ihr Roman

„Als die Tauben verschwand“ (Kiepenheuer & Witsch). Foto: EPA/Mohai



Die Tempeliaukio Kirche in Helsinki ist ein herausragendes Beispiel für finnische Architektur der 1960er-Jahre.

Das Volk ist ein Hund

Der Schriftsteller **Arnon Grünberg** über die Angst vor dem Volk, Wut als Normalzustand und die EU als Land, das sich seiner Grenzen nicht sicher ist.



Windmühlenartig: „Auch wenn die Niederländer andere Dinge im Kopf haben als den Brexit, würde es sich für sie lohnen, einen Blick auf die Rede ihres Staatsoberhauptes in Straßburg zu werfen.“

Arnon Grünberg

Am 26. Mai konnte man in der niederländischen Zeitung *de Volkskrant* die gekürzte Fassung einer Rede lesen, die König Willem-Alexander am Tag zuvor im Europäischen Parlament gehalten hatte. Bezeichnenderweise wurde ausgerechnet der Teil weggelassen, in dem es hieß: „Der europäische Blumenstrauß ist unvollständig ohne die spanische Nelke, (...) die deutsche Kornblume, das österreichische Edelweiß, die kroatische Iris, die holländischen und ungarischen Tulpen. Und ohne die englische Rose.“

Zwar wurde auch in der Kurzfassung beiläufig erwähnt, dass ein stolzer Europäer gleichzeitig ein stolzer Portugiese, Brite oder Niederländer sein kann und darf, doch darüber hinaus war kein weiteres Wort zum Brexit zu finden.

Ich glaube gern, dass der drohende Brexit die europäische Bürokratie und die europäischen Regierungen in Angst und Schrecken versetzt, wie das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* behauptet. Bei zwei Besuchen zu einem inoffiziellen und vertraulichen Gedankenaustausch im niederländischen Außenministerium in Den Haag konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die höheren Beamten – und somit vermutlich auch die Politiker, für die die höheren Beamten ja schließlich arbeiten – die Wähler und ihre europafeindliche Haltung mehr fürchten, als für die Wähler, aber auch die Beamten und Politiker gut ist. Das Volk – und das meine ich nicht böse – lässt sich bisweilen mit einem Hund vergleichen: Wenn es spürt, dass sein Herrchen Angst hat, kann es auch mal zu beißen. Im Übrigen ist ein Volk, das sich vor seinen Politikern fürchtet, ebenso wenig wünschenswert wie Politiker, die Angst vor dem Volk haben.

Dem niederländischen Volk ist der Brexit allerdings ziemlich egal, und das trotz aller Warnungen, dass er schlecht für die niederländische Wirtschaft wäre. Doch man sollte die Vernunft des Menschen nicht überschätzen. Die zunehmende Abkehr von der EU und die damit einhergehende Fremdenfeindlichkeit scheinen

das Desinteresse an anderen Ländern weiter zu fördern, so sich Desinteresse denn fördern lässt.

Und so wollen viele Niederländer nicht nur die Grenzen schließen (was auch immer sie sich darunter im Einzelnen vorstellen), sondern am besten auch noch die Vorhänge zuziehen. Über die Politik der beiden Nachbarländer Deutschland und Belgien ist nur wenig bekannt, und das Interesse daran ist minimal. Und da, wo echtes politisches Interesse besteht, äußert es sich häufig in Form permanenter Entrüstung, Unzufriedenheit und Wut. Nun ist das bestimmt kein speziell niederländisches Phänomen. Ähnliche Tendenzen sind auch in anderen europäischen Ländern zu beobachten.

NIEDERLANDE

Mit Wut, Empörung und Entrüstung scheint man sich überall identifizieren zu können. Für einen Politiker wie Geert Wilders von der rechtspopulistischen – um nicht zu sagen rechtsextremen – Partei PVV sind Dauerentrüstung und Wut der Normalzustand, dem sich bestenfalls mit hundert Prozent der Wählerstimmen abhelfen ließe. Doch selbst dann bliebe noch genügend, worüber man sich aufregen könnte.

Der große Fehler liegt darin, zu denken, dass da, wo Wut ist, diese Wut auch gerechtfertigt sein muss. Doch viele Wähler erwarten einfach zu viel vom Staat, der natürlich keine Wunder vollbringen kann. Noch dazu eignet sich der Staat und mit ihm die Elite, das Establishment, perfekt als Sündenbock, was nicht heißen will, dass das Establishment keine Kritik verdienen oder die Wähler mitunter nicht auch einen echten Grund zur Klage hätten.

Auch wenn die Niederländer so kurz vor den Sommerferien gerade andere Dinge im Kopf haben als den Brexit, würde es sich für sie doch lohnen, einen genaueren Blick auf die Rede ihres Staatsoberhauptes in Straßburg zu werfen.

In der Rede heißt es unter anderem, dass die europäische Zusammenarbeit kein Gebot der Vergangenheit mehr ist, sondern ein Gebot der Zukunft. Das ist für einen

Historiker wie König Willem-Alexander eine außergewöhnliche Aussage. Doch auch aus dem Munde eines Nichthistorikers wäre eine solche Äußerung bemerkenswert, denn jede Zukunft entsteht aus den Ruinen der Vergangenheit, was auch für die EU und ihre Vorgängerinnen gilt.

Europäischer Blumenstrauß

Und dann sagte der König, wie eingangs erwähnt, dass die kroatische Iris und die englische Rose zum europäischen Blumenstrauß gehören. Für mich versteht sich das von selbst, doch diese Selbstverständlichkeit sollte nicht einfach so vorausgesetzt werden. Schließlich ist eine der Haupt Sorgen in Bezug auf die EU die Angst vor ihrer ungezügelten Erweiterung.

Sofern die EU ein Land ist – und in vielerlei Hinsicht ist sie das –, ist sie ein Land, das sich seiner Grenzen nicht sicher ist und darum seine Bürger und sich selbst mehr verunsichert, als notwendig wäre. Wo genau fängt die EU an – und wo hört sie auf? Das zu klären würde bereits helfen.

Ich vermute und hoffe, dass es nicht zum Brexit kommen wird. Ich nehme aber auch an, dass ein Brexit nicht der Anfang vom Ende der EU wäre, und sei es auch nur, weil die Europa-Gegner gar keine Alternative bieten können. Bestenfalls propagieren sie die romantisierte Vorstellung eines Landes, des Nationalstaats, den es so nie gegeben hat und im 21. Jahrhundert auch gar nicht mehr geben kann.

Aus dem Niederländischen von Astrid Eckstein



ARNON GRÜNBERG

(45) ist niederländischer Schriftsteller. Seine Werke wurden in 27 Sprachen übersetzt. Seit 1995 lebt und arbeitet er in New York. Im Oktober erscheint sein neuer

Roman „Muttermale“ bei Kiepenheuer & Witsch. Foto: EPA/Schmuelgen

ALBUM

Mag. Mia Eidhuber (Redaktionsleitung)
E-Mail: album@derStandard.at

Ein Mensch ist keine Insel

„Wie geht es euch heute, liebe Kinder?“ – „Besser als morgen.“ Der bulgarische Schriftsteller **Georgi Gospodinow** über erschöpfte Zukunftsvorkommen, Europa als Sackgasse und das Wunder der Empathie.

Georgi Gospodinow

Das hört man von allen Seiten: Europa ist nicht mehr das Alte, und die EU hat keine Zukunft. Es ist, als ob die Zukunft auf anderen Kontinenten und anderswo auf der Welt wie Erdöl aus dem Boden quillt. Doch in Europa sind die Zukunftsvorkommen – ohne dass es jemand bemerkt hätte –, erschöpft. Vor nur etwa 20 oder 30 Jahren war die nähere Vergangenheit voller Zukunft, und ihre Ressourcen waren noch unbegrenzt. Ich kann mich mit meinem bulgarischen Gedächtnis selbst an diese Zeit erinnern. Der Wechsel des politischen Systems geschah direkt vor unseren Augen, die goldenen Eradern der Demokratie zeichneten das Bild eines neuen wunderschönen Lebens mit offenen Grenzen, neuen Regeln, mit Demokratie ...

Nun aber stehen wir am Eingang einer Sackgasse, und die ist leer, nicht verlockend und ihres Horizonts zum großen Teil beraubt. Wir erwarten nichts besonders Gutes in den nächsten fünf, zehn oder 15 Jahren. Im Gegenteil: Es lauern Krisen. Flüchtlings-, Religions-, Wirtschafts-, Umwelt-, ethnische Krisen ... Unlängst hat meine Tochter (sie ist acht Jahre alt) im Spiel ihre Plüschtiere gefragt: „Wie geht es euch heute, liebe Kinder?“ Dann stellte sie sich hinter sie und antwortete für sie: „Besser als morgen.“ Das ist auch unsere heutige Lage – besser als jene von morgen. Und keiner mehr denkt an die Zukunft mit dem Enthusiasmus von früher. Können wir aber sagen: Future canceled?

Es lauern Krisen

Die Zukunft Europas ist weder eine wirtschaftliche Formel noch nur eine politische Vereinbarung. Der Sinnesverlust, das akute Zukunftsdefizit, Europas Melancholie, die Flut von Immigrationselend oder der wiedererwachende Nationalismus – all das sind Herausforderungen, die nach einer Veränderung alter geistiger Einstellungen verlangen. Sie verlangen nicht nur einfach nach neuer Vernunft, sondern nach einem neuen sozial sensiblen Herz. Es sind eine andere Expertise und Bildung nötig. Und an dieser Stelle, wie immer, wenn die Lage hoffnungslos erscheint, kann man sagen: Hherein mit der Literatur.

Europas Krisen sind auch Krisen der Sprache und der Erzählung über sie. Sie sind nicht nur wirtschaftlicher oder politischer Natur, oder können nicht nur durch solche Terminologie erklärt

werden. Sie sind auch irrational, persönlich, Krisen des Sinns. Wir haben aber auch große Experten in dieser Angelegenheit – Montaigne, Camus, Kafka, Tschekow, Thomas Mann, Virginia Woolf ... Ich bitte die Europa-Experten und die Politiker, diese Autoren erneut zu lesen. Wenn wir über den heutigen unruhigen Menschen sprechen und über die Lage hier und jetzt, dürfen wir nicht die Literatur und die Kultur unterschätzen. Das sind die langfristigen Aktiva und Guthaben Europas. Wenn wir heute ein erhebliches Empathie-defizit verspüren, ist das besonders wichtig – auch politisch.

Gibt es einen europäischen Wert, der durch die Kultur geschaffen wurde und den ich für nichts auf der Welt tauschen würde, so ist das das Mitgefühl und auch die Gnade für die Schwächeren, die

Leidenden und diejenigen, die alle Hoffnung verloren haben. Was Europa jetzt am meisten braucht, ist Empathie. Es soll Empathie für die anderen, die Verschiedenartigen wecken, deren Geschichten

BULGARIEN

hören, die eigene erzählen und ein gemeinsames Weiterleben ermöglichen. Es ist schwieriger, diejenigen zu verletzen oder zu töten, die über sich erzählt haben und über ihre Kinder und ihre Mütter – weil ein Mensch zum Menschen wird, wenn er eine Geschichte hat. Das ist die wahre Metamorphose – das Wunder der Literatur und der Empathie. Nur dieses Europa der Empathie hat eine Zukunft.

Über 84 Millionen europäische Bürger leben unter der Armutsgrenze. Der unsichtbare Armut-

staat ist über den ganzen Kontinent verstreut, und wir passieren ihn manchmal, wenn wir in die Arbeit oder mit dem Hund auf die Straße gehen. Um diese Zeit machen seine traurigsten Bürger ihre Betten aus Pappkarton auf den Bänken. Dieser Staat ist bereits größer als Großbritannien oder Deutschland und wird mit den Flüchtlingen wachsen. Seine neuen Wohnbezirke sind überall – in München, London oder Paris. Das – und wir sollen es klar und deutlich sagen – ist kein fremder Staat. Oft wohnen auch unsere Eltern da. Und dabei geht es nicht nur darum, Geld zu investieren, sondern auch viel schwierigere Investitionen zu tätigen – der Aufmerksamkeit und des Mitgefühls. In gewisser Weise ist auch dieser Staat im Begriff, Europa und die EU zu verlassen.



Die Alexander-Newski-Kathedrale ist ein Wahrzeichen der bulgarischen Hauptstadt Sofia. „Der unsichtbare Armutstaat ist über den ganzen Kontinent verstreut“, sagt Georgi Gospodinow.

Foto: iStock / Kisa Markiza

„Meine Damen und Herren, England ist eine Insel.“ Das ist der berühmte Satz, mit dem der französische Historiker Jules Michelet seine Vorlesungen zu beginnen pflegte. Im Laufe der Zeit haben seine Studenten verstanden, dass es dabei um mehr als das Offensichtliche geht und dass diese Definition über die Grenzen der Geografie hinausgeht. Heute, im Jahr 2016, können wir aber mit derselben Überzeugung etwas anderes behaupten: Meine Damen und Herren, Großbritannien ist eine Halbinsel! Es ist eine Halbinsel, die Teil der Halbinsel Europa ist. In der heutigen Welt ist die Existenz von Inseln unmöglich geworden. Wenige Tage vor dem Referendum darüber, ob das Land in der EU bleibt, möchte ich auch die berühmten Worte eines großen englischen Poeten aus dem 17. Jahrhundert in Erinnerung rufen. Auf sie sollen diejenigen hören, die dafür sind, dass Großbritannien die Halbinsel verlässt.

*No man is an island,
Entire of itself,
Every man is a piece of the
continent,
A part of the main.
If a clod be washed away by the
sea,
Europe is the less.
As well as if a promontory were.
As well as if a manor of thy
friend's
Or of thine own were:
Any man's death diminishes me,
Because I am involved in
mankind,
And therefore never send to know
for whom the bell tolls;
It tolls for thee.
(John Donne, 1624, Devotions
upon emergent occasions,
Meditation 17)*

Meine Damen und Herren, liebe Brexiters, das ist die heutige Nachricht, obwohl sie aus dem 17. Jahrhundert stammt. Ein Mensch ist keine Insel. Großbritannien ist keine Insel. In der heutigen Welt ist nichts mehr eine Insel. Das ist die Stunde, die heute schlägt.

Aus dem Bulgarischen
von Julia Damianova



GEORGI GOSPODINOW (48) promovierte über das Verhältnis von Poesie und Medien. Er arbeitet auch als Bühnen- und Drehbuchautor. 2014 erschien der Roman „Physik der Schwermut“, 2016 „8 Minuten und 19 Sekunden“ (Droschl). Foto: Rex/Picturedesk



DA MUSS MAN DURCH

Die Krisenkolumne

Von Christoph Winder

Bitte nicht am Strand masturbieren! Spanische Ferienerlebnisse

Der Krisenkolumnist hat seinen Urlaub (in Spanien) heuer früh absolviert und glaubt, dass das eine sehr gute Idee war. Die Touristen zieht es nicht mehr nach Ägypten oder Tunesien. Sie haben Angst vor den bärtigen Kretins, die sich beim Allmächtigen einweimperln wollen, indem sie Hotels hochsprengen oder an Badestränden herumschießen.

Wo aber fährt man stattdessen hin? Nach Spanien natürlich,

und je heißer der Sommer, desto dichter die Touristenscharen: Rekordverdächtige 70 Millionen werden 2016 im Land erwartet. Und da haben wir noch gar nicht von jener Million britischer Expats gesprochen, die jetzt schon in der spanischen Sonne abhängen, ihre Lebern mit fassweise Sangria verwöhnen und nebenbei nichts mehr hassen als die Perspektive eines fucking Brexit, weil der sie über Nacht aus dem komfortablen Status des EU-Inländers hinauskickten würde.

Wir sahen uns eine prächtige Louise-Bourgeois-Ausstellung im Guggenheim-Museum in Bilbao an, durchqueren die menschenleere Nordmeseta, wo Don Quijote mit seiner Lanze heute nicht

nur Windmühlen, sondern auch etliche Windräder abstechen könnte, und sonnten uns an katalanischen Stränden, die schon im frühen Juni opulent bevölkert waren. Wie es dort im August zugehen wird, will man sich gar nicht vorzustellen.

Natürlich rannten an den Stränden jede Menge Strandverkäufer umher. Das Warenangebot, mit dem diese bedauernden Nervensägen den Badegästen ein paar Euros herauslocken wollen, ist bekannt (Bier, Eis, Kokosnüsse, Badetücher usw.). Eine andere Stranddienstleistung bot eine Dame mit asiatischem Migrationshintergrund an, welche sich den Badenden mit „Massage“ andiente.

„Massage“ ist, vor allem im Kontext mit Asiatinnen, ein schillernder Begriff. Er kann für eine völlig unverfängliche medizinische Massage stehen, aber auch für eine onanistische Handreichung, ja selbst als Euphemismus für einen regelrechten Geschlechtsverkehr ist das Wort schon verwendet worden.

Nun bin ich zwar sexuell liberal, mich aber an einem katalanischen Strand öffentlich masturbieren zu lassen, ging mir zu weit. Daher musste ich das Angebot ablehnen. Falls sich allerdings einer der Leser dieser Kolumne für die Dienstleistung der Dame interessieren sollte: Sie finden sie am Strand von Sitges, eher in der Mitte.